



EIN Carl Schmeling
OSTSEEPIRAT

Erster Band

Carl Schmeling

Ein Ostseepirat

Erster Band

Historischer Roman

Inhalt

I. Auf Hiddensee	7
II. Die Postjacht	16
III. Fährnichsgelüste	25
IV. Folgen des Übermuts	43
V. Feurige Kohlen	49
VI. Die Mitteilungen	57
VII. Die Order	65
VIII. Im Wrack	70
IX. Eine Ahnung	83
X. Zur rechten Zeit	96
XI. Verschiedene Eindrücke	104
XII. Vor dem König	111
XIII. Unverhofftes Wiedersehen	117
XIV. Ein deutliches Zeichen	123
XV. Eine neue Überraschung	129
XVI. Der böse Wind	135
XVII. Eine Ladung Korn nach Stockholm	141

XVIII. Das kleine Boot	150
XIX. Louise Ulrike	157
XX. Ein Tropfen Balsam	163
XXI. Maria Arvedson	169
XXII. Eine Warnung	175
XXIII. Ein Bekehrter	178
XXIV. Das Herzensgeheimnis	183
XXV. Ein Geständnis	188
XXVI. Ein Schwabenstreich	194
XXVII. Das Signal	199
XXVIII. Der Lotse	203
XXIX. Ein Plan	207
XXX. Eine doppelte Überraschung	211
XXXI. Ein junger Löwe	215

I. Auf Hiddensee

Es sah wieder einmal sehr kriegerisch in der Welt aus.

Denn jener Zündstoff lag aufgespeichert, dessen Explosion die Periode für Deutschland, für Europa, ja für die ganze zivilisierte Welt bildete, welche die Geschichte unter der Benennung des *Siebenjährigen Krieges* verzeichnet hat.

Um unbedeutender Ursachen, hauptsächlich aus altem Groll, von einer Seite angespannen, durch das Gebot der Selbsterhaltung von einer anderen Seite begonnen, riss er in seinem Verlauf alles mit sich fort und führte schließlich von allem das Gegenteil herbei, was nach menschlichen Berechnungen hätte geschehen müssen.

In Deutschland lag dem Ursprung des Krieges die Absicht zu Grunde, den Mann, welcher sich Friedrich II. von Preußen nannte, den jedoch der Papst, als *Marchese di Brandenburg* in seine Staatskalender verzeichnen ließ, zu demütigen und sein Land zu einer gewissen Unbedeutsamkeit herabzubringen.

Wie Friedrich das zu diesem Zweck im Geheimen geschlossene Bündnis entdeckte, wie er dem heranziehenden und lange über seinem Haupt hängenden Wetter, durch eine scharfsichtige Politik, kluge Unterhandlungen, Feldherrntalent und Heldenmut begegnete, ist hinlänglich bekannt.

Dessen ungeachtet konnten bei seiner Vielseitigkeit nur die Hauptzüge seiner Tätigkeit in den Ge-

schichtsbüchern verzeichnet werden, weshalb häufig seine Erfolge dem unerklärlich bleiben, der diesen scharfen Geist nicht auf den geheimen Wegen verfolgt, die gleichsam ein unsichtbares Netz bildeten, in dem diejenigen hängen blieben, welche sich ihm unvorsichtig in feindseliger Absicht näherten.

Es ist bekannt, dass Friedrich, dem Antrag Schwedens, während des Siebenjährigen Krieges mit ihm Frieden zu schließen, die sarkastische Antwort gab: »Ich weiß von keinem Krieg mit Schweden. Zwar habe ich gehört, dass mein General Belling da an der schwedischen Grenze einige Zänkereien gehabt hat, doch ich denke, der Mann wird sich wohl besänftigen lassen!«

Wie Friedrich zu Anfang des Krieges über Schweden dachte, geht jedoch besonders aus einer, in Ziffern abgefassten Depesche an den Gouverneur von Pommern und Stettin hervor, die nach ihrer Übertragung ungefähr folgenden Inhalt gab:

Es unterliegt nach den letzten Vorgängen in Schweden und dem taktlosen Benehmen seiner Königin keinem Zweifel, dass uns auch diese Macht den Krieg erklären wird. Obwohl nun Erschöpfung und innere Unruhen diesen Staat hindern, in der Entfernung einen energischen Krieg zu führen, so ist uns doch seine Flotte gefährlich. Ich kann derselben leider nichts entgegensetzen, als die zweifelhafte Hilfe eines lauen Bundesgenossen und muss deshalb die Küsten Ihres Gouvernements, zu meinem Schmerz, allen möglichen Unternehmungen auf dieselben

preisgeben. Sie werden zwar für deren sorgen, soweit Ihre Mittel reichen; doch für mich wie für Sie ist es notwendig, zu wissen, was im schwedischen Kabinett als auch auf der Ostsee vorgeht. Diesem Zweck dürfte ein einzelner, unternehmender, umsichtiger und kluger Mann neben unseren sonstigen Verbindungen entsprechen und Sie müssen deshalb suchen, einen solchen zu finden. Ein geschulter Seemann muss er natürlich sein; ist er dabei Soldat, umso besser. Ich sollte meinen, ein Mann aus dem schwedischen Pommern, der so viel deutschen Sinn besitzt, der Fremdherrschaft überdrüssig zu sein, dürfte sich am besten dazu eignen. Immerhin werden Sie bei der Wahl große Vorsicht anwenden müssen, um auch der Treue und Verschwiegenheit dieses Individuums versichert zu sein. Haben Sie jedoch gefunden, was wir brauchen, so bieten Sie alles, Geld, Rang, Schiffe und was sonst nötig, unseren Mann zu fesseln. Instruktionen für denselben sollen später folgen.

Was der Gouverneur unternommen hatte, einen Mann, wie ihn der König wünschte, zu finden, lässt sich nicht gut angeben; eine Anfrage desselben bei dem Kommandanten von Kolberg, wegen eines kühnen und zugleich gebildeten Seemanns, lässt jedoch vermuten, dass er in verschiedenen Richtungen forschte, seinen Zweck zu erreichen.

Diese Bemühungen wurden denn auch nach einem Bericht des Gouverneurs mit Erfolg gekrönt und einen gestellten Anforderungen entsprechendes Individuum gefunden, welches keine anderen Bedingun-

gen machte, zu jeder Zeit frei und ungehindert in preußische Häfen ein- und auslaufen zu dürfen und dass ihm ein Kaperbrief erteilt werde.

Friedrich schrieb auf diesen Bericht die kurze Antwort: *Bewilligt, scheint ein braver Kerl zu sein und muss wohl ästimiert werden.*

Dieser Antwort waren die Instruktionen für den Parteigänger zur See und einige andere Papiere beigefügt.

Der König urteilte hinsichtlich Schwedens richtig, denn die Partei der Mützen, welche nach der Brahe'schen Verschwörung gegen den Senat und Reichsrat die Oberhand gewonnen hatte, drang auf Krieg, um die Königin, eine Schwester Friedrichs, auch noch dadurch zu demütigen; derselbe wurde an Preußen erklärt und bald darauf auch begonnen.

Friedrich hatte in seiner Ordre an den Gouverneur von Pommern nur von unverteidigten Küsten gesprochen, jedoch eines Umstandes, der, für ihn namentlich, jedenfalls wichtiger als eine verheerte Küstenstrecke sein musste, nicht gedacht oder nicht gedenken wollen, nämlich der gänzlichen Vernichtung des preußischen Seehandels.

Die Schweden, als eine handeltreibende Nation, damals zugleich noch eine bedeutende Seemacht, fassten nur diese Seite des Seekrieges auf. Statt die Küsten zu verheeren, was ihnen zu nichts nützen konnte, blockierten sie die Häfen. Vor Memel legte sich eine Fregatte; vor Pillau und Danzig kreuzten Geschwader, vor den Ausflüssen der Oder war eine ganze

Flotte stationiert, die einzelne Schiffe vor die Mündungen der Stolpe, der Wipper, der Persante, der Nega und der Dievenow legte.

Im *neuen Tief*, damals ein schwedisches Gewässer, lag ebenfalls ein Geschwader, hauptsächlich als Reserve. Von diesem wurden zu gewissen Zeiten Kreuzer entsendet, die den Zweck hatten, noch in der Ostsee befindliche preußische Schiffe aufzubringen, das heißt, zu nehmen. Vor dem Nordeingang zum Hafen von Stralsund und dem Eingang des Hafens von Barth, natürlich hier zum Schutz dieser Häfen und ihres Handels, legte sich jedoch eine stattliche Brigg unter dem Befehl des Marineleutnants Baron Staelswerd.

Dieser Baron Staelswerd, ein Bruder des Mitverschworenen Artillerieleutnants Staelswerd, war ein Hofmann durch und durch. Sein jetziges Kommando, beiläufig wider seine Neigung, wie der ganze Krieg, war eine Art Verbannung vom Hof und aus dem Land, weil auf ihn vielleicht der Verdacht ruhte, der beabsichtigten Staatsumwälzung zu Gunsten der königlichen Autorität näher gestanden zu haben.

In seinem Äußeren glich Staelswerd allen vornehmen Schweden; er war groß und hübsch gewachsen, seine Bewegungen und sein Benehmen verrieten Selbstbewusstsein und Stolz; der ärgste *petit maitre* hätte in seinem Anzug nicht sorgfältiger sein können als er.

Auch die Züge des Barons mussten regelmäßig genannt werden; auf den ersten Blick schien das Ge-

sicht trotz der mangelnden Farbe sogar schön, indessen, eine nur flüchtige Forschung in demselben ließ erraten, dass es, wie so häufig im Leben, das leidliche Aushängeschild eines oberflächlichen Geistes sei, der wohl eine gewisse Politur erhalten hatte, jedoch ohne alle Tiefe sein musste; das gezwungene Wesen und die Peinlichkeit, womit der Baron auf die Erhaltung seines Anzuges achtete, sagten das Weitere.

Staelswerd hatte bisher noch nicht weiter zur See gedient, wie es die gesetzliche Übungszeit erforderte. Seine Taten beschränkten sich auf die Teilnahme an Hoffestlichkeiten und Hofintrigen. Schwerlich war er imstande, ein Schiff wie die ihm anvertraute Brigg *Aurora* unter allen Umständen zu führen und zu kommandieren. Doch ihm zur Seite stand ein anderer Leutnant, eine alte verwitterte Seemannshaut, auf der die Sonne aller Breiten ihre Spuren hinterlassen hatte, ein Mensch wie Stahl und Eisen, rau wie die See, aber sicher in seinem Handwerk und nie in Verlegenheit. Dieser Leutnant, erst sehr spät zu seiner Charge gelangt, hieß Dalström. Während er, ganz bei der Sache, den Platz suchte und bestimmte, auf dem man die gedachten Hafeneingänge am besten überwachen konnte, seufzte Staelswerd wiederholt, und seine Seufzer konnten für Klagen über sein Los gelten.

Jene Eingänge gleichen in einer Hinsicht einem Archipel, in anderer einer Pforte. Es befinden sich hier nämlich gegen die Insel Rügen die Eilande Hiddensee, der neue Bessiner Werder, die Fährinsel, der

Gänsewerder, die Schaproder Oie, Bessin, Ummanz, die Heuinsel und die Halbinseln Bug, Trog und Lieschow, den einen Schenkel eines rechten Winkels, der sich von Nord nach Süd erstreckt, bildend.

Den anderen, von West nach Ost, bilden die Halbinsel Dars, die Inseln Zingst, Rutt, Barther Oie, Barhöft und verschiedene kleinere Eilande an der pommerschen Küste. Genau im Scheitelpunkt dieses Winkels liegt das eigentliche Fahrwasser, der Ausfluss des Gellens, zwischen Barhöft und der Insel Bessin. Jedoch gibt es für leichte Fahrzeuge noch ein anderes Fahrwasser zwischen Hiddensee und Rügen. Auch dies kann bei Bessin überwacht werden.

Von den zuerst genannten Inseln ist Hiddensee, ein Name, der offenbar so viel wie Hütteninsel bedeuten soll, die größte und wichtigste. Im nördlichen Teil ein anständiges Stück Tonflötz, mit ziemlichen Höhen und steilen Vorgebirgen, ist sie im südlichen nichts als eine schmale, hohe Sandbank, die durch den Strom des Gellen erst in einer neueren Periode aufgeschwemmt worden war.

Hiddensee ist ungefähr drei Meilen lang, an den breitesten Stellen kaum eine halbe Meile breit und zählt außer einzelnen Weilern und Gehöften fünf Ortschaften, von denen zwei größere Güter mit Zubehör sind. Das nördlichste derselben, Grieben, gehörte zu der Zeit, von welcher die Rede hier ist, dem ehemaligen schwedischen Major von der Grieben.

Major von der Grieben rechnete sich zu der Partei der Mützen, das heißt derjenigen, die eine Verfas-

sung aufrecht zu erhalten suchten, durch welche der Adel und die Geistlichkeit die Macht der Krone beschränkten und das Volk beherrschten. Bei den ersten Versuchen Adolph Friedrichs und Louise Ulrikes, die Autorität der Krone zu verstärken, ohne Pension wie so viele andere seiner Gesinnung entlassen, begrüßte er die Zeit, wo jene Versuche durch die misslungene Brahe'sche Verschwörung gänzlich scheiterten, mit Jubel und war deshalb als echter sogenannter schwedischer Patriot ein eingefleischter Preußenfeind, der also auch den Krieg gegen Preußen billigte.

Bis auf diese Schwäche, die allerdings in den Augen des Majors eine Stärke war, welche jedoch nie anders als in Gesprächen mit dem Pastor des Dorfes Kloster, der sich zur Partei der Loyalen oder Hüte rechnete, zutage trat, war der Herr von der Grieben ein braver, biederer, gastfreier, mildtätiger Herr, das Muster eines zärtlichen Ehemannes und vortrefflichen Vaters.

Nur klein von Wuchs war der alte Herr desto beweglicher. Nur selten imstande, jemand zu erhaschen, mit dem er sich angemessen unterhalten konnte, war er umso gesprächiger, wenn er mit solchen Personen zusammentraf. Sobald er die Anwesenheit der Brigg und den Namen ihres Kommandanten erfahren hatte, machte er demselben einen Besuch und lud ihn zu sich ein.

Baron Staelswerd kam dieser Einladung umso lieber nach, als seine Station die Langeweile zur obliga-

ten Zugabe hatte. Obwohl beide Männer sehr bald ihre politische Gegnerschaft erkannten, entspann sich doch ein Verhältnis zwischen ihnen, welches erlaubte, dass der Baron Wochen lang ein Gast des Majors war, während seine Brigg untätig am Entendorn oder dem Bock, den beiden entgegengesetzten Enden der Insel, ankerte.

Der Major von der Grieben war nicht so glücklich, einen Sohn zu haben; ein Umstand der ihm neben seiner Entlassung aus dem Heer den meisten Kummer machte. Dagegen hatte er zwei Töchter, die bisher in Stockholm erzogen wurden, die er aber, seit der Krieg drohte, zu sich zu nehmen beschlossen hatte, wozu auch seinerseits die nötigen Verfügungen bereits getroffen wurden. Ein Schreiben der Töchter benachrichtigte die Eltern, dass sie mit der nächsten Postjacht eintreffen würden. Diese Postjacht musste am 30. Juli 1757 durchpassieren und wie gewöhnlich am Bug gegenüber von Grieben, wo sie Station hatte, anlegen.

War dies ein Grund für Grieben, seine Frau und den Baron, den 30. Juli und das gedachte, damals regelmäßig drei Mal monatlich zwischen Ystadt und Stralsund gehende Fahrzeug sehnsüchtig zu erwarten, so gab es doch noch einen zweiten, aus dem sowohl jene wie auch andere Leute der Ankunft der Postjacht erwartungsvoll entgegensahen, dass wahrscheinlich mit ihr die Nachricht über die Verurteilung der Verschwörer in der Brahe'schen Angelegenheit eintreffen werde.

II. Die Postjacht

Der Morgen des 30. Juli sah daher eine ganz ungewöhnliche Bewegung auf der Insel. Schon von früh ab wehte der Schwedenborg vom hohen Bakenberg zwischen Kloster und Grieben, auf dem sich zu jener Zeit eine Lotsenstation befand. Das ganze Lotsenpersonal war mit Fernrohren zugegen und dies ist erklärlich, denn der Major hatte demjenigen, der die Jacht zuerst entdeckte, eine Belohnung versprochen.

Bald auch zogen fast alle Bewohner der Insel von Süden nach Norden, denn sie wollten sowohl Neues hören als auch die Töchter des Majors, des angesehensten Mannes der Insel, empfangen. Grieben hatte sich ihrer besonderen Achtung zu erfreuen.

Noch bedeutender waren die Vorbereitungen zum Empfang der Mädchen in Grieben selbst und gewiss, um diesen recht feierlich zu machen, hatte auch Staelswerd seine Brigg dem Land möglichst nahe kommen lassen.

Inzwischen stieg die Sonne immer höher und verkündete bei Windstille durch ihre brennenden Strahlen einen heißen Tag. Schon um zehn Uhr ungefähr war die Hitze sengend, die Natur lag wie tot, die See war glatt wie ein Spiegel. Gegen Mittag schien alles Leben gestorben zu sein, denn kein Tier und kein Mensch wagte eine Bewegung, alles verkroch sich in die Gebäude oder suchte wenigstens Schatten. Dass bei dieser Windstille die Jacht nicht eintreffen konnte, war natürlich.

Gegen zwei Uhr nachmittags trat jedoch eine Änderung des Wetters ein. Jene Nebel, welche unter dem Namen *Daak* bekannt sind, spielten auf der See und ein heißer Luftzug strich aus Süden her. Im Norden und Nordwesten ballte sich Gewölk zusammen, welches sich, dichter und dunkler werdend, nach Nordosten wälzte. Der Wind wendete sich nach Südost und wurde kühl.

Schon mit dem Beginn dieser Änderung des Wetters war wieder alles lebendig geworden und gegen drei Uhr befanden sich gewiss zwei Drittel der Bewohner des Eilandes beim Lotsenhäuschen auf dem Bakenberg. Um diese Zeit kamen auch der Major, seine Frau und Baron Staelswerd dort an. Zu ihnen gesellten sich der Prediger Huldrich aus Kloster und ein paar alte Lotsen. Man judizierte über das Wetter und gebrauchte fleißig die Fernrohre.

»Ich habe es mir gedacht!«, sagte da plötzlich einer der Letzteren, sein Instrument senkend. »Dort drüben wettet es und die Jacht muss mittendrin sein. Wenn das alles da links zusammenbraut, dürfte sie einen harten Kampf haben!«

»Ich habe es ebenfalls leuchten sehen!«, meinte Staelswerd, »und an einem starken Wetter dürfen wir nicht mehr zweifeln. Ich glaube sogar, dass auch wir hier noch unser Teil bekommen!«

Diese Reden setzten den Major und seine Frau in Besorgnis. Grund war allerdings vorhanden, denn die Dunstmassen im Norden und Nordwesten wurden immer schwärzer und sendeten ihre Streifen bis zum

Zenit südwärts. Man konnte sogar bald mit bloßem Auge die Blitze sehen. Das Meer nahm eine dunkelgrüne Farbe an und grollte dumpf, indem es kleine Schaumstreifen aufwirbelte. Der Wind setzte jeden Augenblick um und schuf zu Zeiten jene Bewegungen auf dem Wasser, die in der Seemannssprache *Katzenklauen* heißen.

Sowohl der Leutnant als auch die Lotsen versuchten indessen die besorgten Eltern zu beruhigen, denn die Postjacht war, wie allgemein bekannt, ein starkes see-tüchtiges Schiff mit starker Bemannung, welches schon einen kräftigen Stoß vertragen konnte. Der Prediger schob dagegen alles unserem Herrgott in die Schuhe, als wolle er ihn für etwa entstandenen Schaden verantwortlich machen.

So verging eine bange Stunde, in der man auch mitunter den fernen Donner rollen zu hören glaubte. Es war vier Uhr geworden. Der Wind blies nun stet und mit einiger Heftigkeit aus Nordost. Wer ein Fernrohr besaß, musterte von Zeit zu Zeit den Horizont.

»Da ist sie!«, rief plötzlich derselbe Lotse, welcher vorhin gesprochen und dessen Auge also wohl das schärfste sein musste. »Gnädiger Herr, ich habe sie zuerst entdeckt!«

»Gott sei Dank!«, rief der Major, »aber wo steht sie, Nehls?«

»Hier, gnädiger Herr!«, sagte Nehls, das Fernrohr des Majors richtend und als Avertissement für die anderen, »genau über dem Dornbusch zeigt sie Tuch.«

Ob der Major oder andere, die den Wink beachteten,

das entfernte Segel entdeckten, ist fraglich, jedenfalls hatte es jedoch der Baron gefunden, was vielleicht dem Umstand zugeschrieben werden konnte, dass sein Fernrohr besser als die Instrumente der anderen war.

»Ein Schiff steht da, das ist gewiss!«, sagte er nach kurzer Pause. »Ob es die Jacht ist, müssen wir erwarten. Das erkennbare Tuch ist ein Rahsegel!«

»Nun ja, Euer Gnaden!«, entgegnete der Lotse eifrig, »der Junker macht sich zu Zeiten den Scherz, wenn er nämlich Eile hat und die, denke ich mir, wird er heute haben.«

Der Lotse warf bei diesen letzten Worten einen Seitenblick auf den Major.

»Sein Schade sollte diese Eile auch nicht sein!«, meinte er, den Tubus senkend, »mir wurde wirklich schon ängstlich, Frau, diese Furcht war also umsonst. Über See schicken wir jedoch die Mädchen nicht wieder, das habe ich mir im Stillen gelobt!«

»Danken wir Gott, dem Herrn, für seine Gnade«, sagte der Pastor salbungsvoll.

Während dieses Gespräches war das andere Volk, welches die von den bevorrechteten Personen gebildete Gruppe in einem weiten Halbkreis umgab, näher gerückt und der Schulmeister hielt die Gelegenheit für so günstig, sich von der Gesellschaft der Plebejer zu trennen, um in die der Herrschaften aufzugehen, was ihm einen strafenden Blick des Predigers eintrug, den er jedoch durchaus nicht zu bemerken schien.

»Das ist nicht die Postjacht!«, sagte plötzlich der

Leutnant bestimmt, nachdem er wieder längere Zeit das Segel geprüft hatte. »Es zeigt sich noch ein zweites Rahsegel unter dem ersten!«

Eine längere erwartungsvolle Stille trat ein. Die Fernrohre wurden eifrig während derselben in Anspruch genommen.

»Gott verdamme mich!«, rief Nehls plötzlich, ganz seine Umgebung vergessend, »und der zweite Lappen ist ein richtiges Schoner-Marssegel!«

»Ihr habt recht!«, erwiderte der Baron, »es ist ein Schoner, der dort herabkommt. Es wäre indessen möglich, dass man ein größeres Fahrzeug zum Postschiff gewählt hätte.«

»Die Brigg lässt ein Signal fliegen, Eure Gnaden!«, rief plötzlich jemand. Alle Blicke wendeten sich auf das gleichsam unter den Füßen der Menge liegende Kriegsschiff. Der schon seit dem Morgen wehende Flaggenschmuck desselben war verschwunden, dagegen regte es sich lebhaft auf seinem Deck und am Vordertopp zeigte sich das Signal *sechs*!

Natürlich verstand, außer dem Leutnant, niemand dessen Bedeutung und jener machte zuerst eine schnelle Bewegung, als wolle er den Berg hinabeilen, doch ebenso schnell besann er sich. Ein Böswilliger hätte glauben können, der Baron habe nicht Lust, an Bord zu gehen, um seinen zu Ehren der erwarteten Damen angelegten Galaanzug empfangsfähig zu erhalten.

»Es ist nicht nötig«, murmelte er, »schafft eine Stange herbei!«

Diese war bald herbeigebracht, Staelswerd befestigte sein seidenes Tuch, blau und gelb gewürfelt, an die Stange, hob sie empor und ließ sie langsam wieder sinken. Sofort verschwand auf der Brigg das Signal, die Bootsmannspfeife ertönte, die Gangspielstoppen klapperten und schnell wie ein Gedanke breiteten sich die Segel aus. Nach wenigen Minuten war das Schiff flott und strich, hart an den Wind gehend, durch die düsteren Wogen, dass sich vor seinem zierlichen Bug jeden Augenblick ein paar mächtige Schaumberge bildeten. Es schob stetig an Wittow hinauf und die Menge wendete sich wieder dem anderen Segel zu.

»Mit dem Schoner ist es richtig«, sagte nun ein anderer Lotse, »doch ich meine fast, der Kerl sei ein Preuße. Seht doch mal genauer hin, Leute!«

»Es scheint wahrhaftig so«, rief Nehls, »ich möchte fast wetten, dass das die Kolberger *Flora* ist!«

Leutnant Staelswerd horchte hoch auf.

»Da hätte ich doch an Bord gehen müssen«, murmelte er.

»Nun die Sache ist immerhin noch nicht gewiss«, sagte Nehls, »warten wir ab, bis wir Holz sehen!«

Unangenehm enttäuscht und neuen Besorgnissen hingegeben, hatte der Major kein Wort gesprochen, sich aber viel und ängstlich bewegt. Die Menge erging sich nun rücksichtslos und laut in Vermutungen über das Schiff, welches bald auch dem unbewaffneten Auge sichtbar geworden war.

»Gotts Tod!«, rief Nehls plötzlich, »was wird das? Hinter dem Rumpf lantscht noch ein anderer – ein

Wrack!«

»Ich habe es auch bemerkt«, sagte Staelswerd, »und ich denke, es wird einer unserer Kreuzer sein, der mit einer Prise zurückkehrt!«

»Ihre Brigg legt bei, Baron!«, rief der Major. »Da ...!«

Die Brigg hatte ihre Rahen *ins Kreuz gebrasst*, ihre Leeseite zeigte eine weiße Rauchwolke und gleich darauf hallte der Knall des Schusses über die Gewässer.

»Ah – er zeigt Flagge!«, riefen die Lotsen.

»... und die schwedische«, fügte der Baron hinzu, »es ist, wie ich gesagt habe.«

»Und wo bleibt die Postjacht?«, fragte der Major ängstlich. Alles schwieg.

Die Brigg fuhr nach dem Austausch der Signale den Kurs des Schoners an; dieser nur wenig Bord, aber desto mehr und breites Tuch zeigend, lief bei der scharfen *Backstagskühlte* gleich einem Vollblutrenner voran, sodass man bald sein Deck, sowie das des von ihm geführten Rumpfes sehen konnte. Die Erwartung der Anwesenden war bedeutend gespannt.

»Gnädigster Herr Major!«, rief plötzlich Nehls, »ich werde meine Belohnung doch wohl beanspruchen dürfen, denn das Wrack dahinter ist die ehemalige Postjacht.«

»Um Gotteswillen!«, rief der Major. Seine Frau schrie laut auf.

»Ja, ja, es ist richtig!«, bestätigte man von allen Seiten.

»Doch darum braucht noch nicht das Ärgste geschehen zu sein«, sagte Staelswerd, »ich sehe Damen auf

der Schanze des Schoners.«

»Das ist richtig!«, meinte ein Lotse, »doch auch, dass auf dem Wrack drei Pumpen im Gange sind!«

»Bei Gott, es ist so!«, entgegnete Staelswerd.

Die beiden Schiffe waren inzwischen einander nahegekommen, man hörte, wie die Sprachrohre gebraucht wurden, konnte indessen nichts verstehen. Der Schoner setzte seinen alten Kurs unabänderlich fort, die Brigg begann einen Kreuzschlag. Endlich kam der Fremde mit seiner Last unter Lee des Landes, fiel hier ab und machte einen weiten Bogen nach Osten. Als er dieses Manöver ausgeführt hatte, ging er mit Entfaltung einer solchen Menge Leinwand an den Wind, dass seine Fockrahe fast die Wogen berührte. Offenbar wollte er ein kühnes Manöver ausführen und die Leute an Land, welche halb und halb seine Absicht errieten, eilten erst einzeln, dann in Trupps, zuletzt aber sämtlich den Berg hinab, zu dem am Fuße desselben in die See führenden Steindamm, der als Landungsbrücke in vorkommenden Fällen diente.

Man kam gerade an, um in nächster Nähe Zeuge eines ebenso kühnen, wie geschickten Manövers zu werden. Die Wirkung des Luftdruckes auf den Schoner war der Art, dass er nun wie ein wild gewordenes Pferd über die Wogen setzte und so zog, dass der Bug des Wrackes fortwährend unter Wasser lag. Mit reißender Schnelle näherte jener sich der Küste so weit, dass die Lotsen Warnrufe hören ließen. Da ließ er plötzlich das Tau schlippen, luvte auf, schwankte herum und glitt zierlich unter Segelbergung in einem

neuen Halbkreis, endlich unter Stag und Marssegel, um den Steindamm und unter dessen Lee. Dagegen flog das Wrack durch den in letzter Zeit erhaltenen Impuls gegen Wind und Wogen mit einer Vehemenz auf den Strand, dass sich sein ganzer Vordersteven außerhalb des Wassers befand. So wie der Ausstoß stattgefunden hatte, hielten die bisher an den Pumpen beschäftigten Leute mit ihrer Arbeit inne. Bis auf die Warnrufe der Lotsen hatte niemand in der letzten Zeit einen Laut von sich gegeben. Die Mehrzahl der Zuschauer hatte kaum zu atmen gewagt. Nun aber, als das kühne Manöver vollendet und das dem Sinken nahe Wrack auf dem sicheren Strand lag, brach alles in ein weithin schallendes Hurra aus, dessen Echo die ebenfalls entzückte Mannschaft der Brigg durch ein ebensolches bildete.

Nach diesen ersten Freudenäußerungen eilten alle, der Major, dessen Frau und der Baron voran, zum Damm. Den Schoner hatten inzwischen schon zwei Damen, von einem jungen Seemann unterstützt, verlassen und flogen nun förmlich denselben entlang. Es waren die Ersehnten. Eltern und Kinder trafen sich und sanken einander jubelnd in die Arme. Schließlich bildeten alle vier eine engverschlungene Gruppe. Ein neues, lautes Hurrageschrei ertönte aus der Menge. Der Fremde, welcher die Damen vom Schiff geleitet hatte, dessen Kapitän er allem Vermuten nach sein musste, schaute diesen Szenen lächelnd zu. Wer ihn genau beobachtet hätte, dürfte indessen wahrgenommen haben, dass er mitunter stechende Blicke auf den

Marineleutnant warf. Dieser musterte ihn ebenfalls, jedoch, ohne sich zu bemühen, solches zu verbergen, mit einem stolz vornehmen Wesen, welches so gerne Offiziere der Kriegsmarine gegen die der Handelsmarine sich herausnehmen.

III. Fähnrichsgelüste

Es gab eine Zeit, zu der die zwischen Ystadt und Stralsund laufende Postjacht meistens keine Stenge, keine heilen Wanten und keine intakten Segel, wohl aber angefaulte Planken und im Ganzen nur drei betrunkenen Bootsmänner zu ihrer Bedienung hatte.

Doch diese kam erst später und besonders nach dem Siebenjährigen Krieg. Vor demselben war die Postjacht eine stattliche Schaluppe, mit Gaffeltopp- und fliegendem Focksegel, geführt von einem Hochbootsmann und bedient von sechs tüchtigen Kriegsschiffmatrosen.

Als der Krieg auszubrechen drohte, fand man jedoch diese Bemannung nicht hinreichend, armierte die Jacht mit vier Geschützen und stellte sie, zum Schmerz des alten Hochbootsmanns Klassen, der in ihrem Kommando grau geworden, unter Befehl eines Marinefähnrichs, dem über dem noch fünfzehn Matrosen zugegeben wurden, sodass die Schaluppe also nun zwei Offiziere und einundzwanzig Matrosen zählte.

Der nun mit ihrer Führung betraute Fähnrich hieß von Wardow und glich den meisten seiner Kategorie der neueren Zeit, das heißt, er war ein bartloser, achtzehnjähriger Jüngling, voller Dünkel und Anmaßung, ohne Erfahrung und ohne besondere Kenntnisse.

Es ist etwas Herrliches um den frischen Jugendmut, um die strebende Jugendkraft, welche nichts scheut und kein Unternehmen fürchtet, aber es ist eine böse Sache um jugendlichen Übermut. Diesen hervorzurufen, dient ganz vortrefflich die bei beginnendem Krieg häufig durch die Notwendigkeit gebotene Übertragung wichtiger Posten an unreife Jünglinge, die erst werden sollen, was sie eigentlich vorstellen.

Nun, manche werden es auch im vollen Maße, doch die meisten nicht, obwohl allen ihre Wichtigkeit ganz zweifellos erscheint. Wardow sah daher, so wie er seine Ernennung erhielt, auch schon in der Perspektive den künftigen Admiral und das war lobenswert, insofern er sich vornahm, dies Ziel zu erreichen. Doch minder gut war es, dass er schon jetzt die jenem Rang gebührende Achtung beanspruchte.

Der alte Klassen, welcher es sich nie hatte träumen lassen, jemals einen so vornehmen Backgenossen zu erhalten, schüttelte auch schon nach der ersten Bekanntschaft mit demselben den Kopf. Es war ihm ganz recht, dass jener, wenn man keine Passagiere hatte, die zur Aufnahme von solchen bestimmte Kajüte bewohnte. Doch es war ihm nicht recht, wenn der Junker aus seiner guten Sloop *Ulricka* einen Kutter zu machen versuchte.

Indessen er war Untergebener und musste es geschehen lassen. Da aber sonst der Fähnrich doch bei seiner Anmaßung noch einige jugendliche Gutmütigkeit bewahrte, so stellten sich beide zuletzt so leidlich. Man ertrug einander, weil man eben musste.

Die Jacht lag am Morgen des 30. Juli vor dem sogenannten Expeditionshaus von Ystadt, in dem die Seepost, die Hafenpolizei und die Steuerbehörde ihren Sitz hatten. Die Fracht und die Landpost waren bereits angekommen und von Klassen übernommen. Die Staatsdepeschen sollten folgen, als Wardow, der an Land nie in der Jacht blieb, ankam.

»Nun, alter Klassen!«, rief der junge Mann dem vorschriftsmäßig rapportierenden Hochbootsmann zu, »wie steht es sonst. Schiff in Ordnung, danke, weiß es, dass Ihr dafür sorgt. Haben wir Passagiere heute?«

»Drei, Junker!«, antwortete Klassen, »sie sind bereits in der Kajüte!«

»Verdamme sie«, schimpfte Wardow, »was ist's für Gelichter, Klassen?«

»Pst, Junker!« flüsterte der Alte, »'s sind Damen, die Töchter des Majors von der Grieben auf Hiddensee mit ihrer Zofe!«

»Alle Wetter! Hört, Klassen, da wünschte ich, es käme uns heute so ein hasenherziger Preuße in die Quere, 's wär' mir schon recht, den Damen ein kleines Kriegsschauspiel zu verschaffen, ich habe überdies unsere Kanonen noch nicht einmal brummen hören!«

»Wir führen sie auch nur zur Verteidigung!«, antwortete Klassen, »und unsere Order lautet, uns nicht

unnötig einzulassen!«

»Was Order!«, rief der Junker, »eine Kabellänge in See weichen alle Order dem Befinden des Kapitäns eines Schiffes; aber da kommt die Depeschentasche und noch eine ganze Kiste, nehmt einmal die Geschichten in Empfang, Klassen!«

Wardow fühlte sich viel zu erhaben, seinen Pflichten selbst zu genügen, doch er blieb in der Nähe der Beamten und erfuhr somit, dass in der Kiste Karten und Pläne für den Admiral der Station vor Stettin und eine versiegelte Order für das Stationsschiff bei Wittow sei. Die Postbeamten entfernten sich und Klassen ließ die übernommenen Gegenstände in die Kajüte bringen.

»Alles klar, Herr!«, meldete er dann.

»So werft los!«, befahl der Junker.

Man ging sofort an die Ausführung des Befehls. Die Jacht entfernte sich vom Bollwerk, sodann aus dem Hafen und stach bei flauem, ungünstigem Wind, jedoch schönem Wetter, in See. Die Reise versprach langweilig zu werden, doch dies war dem Junker heute schon recht, denn er hatte zu selten gewichtige Zeugen seiner imponierenden Stellung, um nicht zu wünschen, recht lange mit den Damen umherzukreuzen. Es war ihm nur fatal, dass dieselben nicht auf dem Deck erschienen. Er ging eben mit sich zu Rate, wie die erste Bekanntschaft zu knüpfen sei, als die Zofe erschien, sich an Klassen wendete und im Namen der Damen fragte, ob es erlaubt sei, das Frühstück auf dem Verdeck einzunehmen.

»Dort ist der jetzige Kommandant, mein Kind!«, sagte Klassen zu dem Mädchen. »An ihn müssen Sie sich wenden!«

Das Mädchen blickte verlegen zu dem Fähnrich hinüber, dessen Mienen deutlich verrieten, wie er diesen Vorstoß aufnahm, ging zu ihm und wiederholte ihr Gesuch.

»Erlaubt ist!«, näselte Wardow vornehm, »die Damen haben zu befehlen, ich lasse bitten, sich nicht zu genieren!«

Das Mädchen eilte davon.

Clara und Sophie von der Grieben waren Mädchen von zwanzig und achtzehn Jahren. Körperlich vollkommen ausgebildet war erst Clara, die Ältere. Sie konnte deshalb auch für eine vollkommene Schönheit passieren, während Sophie es zu werden versprach. Beide waren einander ähnlich, hatten blondes, glänzendes Haar, schöne, sprechende, blaue Augen und liebliche Züge, welche die Harmlosigkeit ihres Gemüts verrieten.

Was hätte auch ihren jugendlich heiteren Sinn im Ernst betrüben sollen! Das Unglück kannten sie bisher nur dem Namen nach, sie hatten liebe Eltern, gütige Verwandte und da die politischen Wirren sie so gut wie gar nicht interessierten, weil sie ihre Neigungen und Wünsche nicht kreuzten, so hatten sie für dieselben kaum einen Gedanken, obwohl jene erst vor kurzem Elend genug über viele Familien brachten.

Um mit der Postjacht abgehen zu können, waren sie die Nacht hindurch gefahren und deshalb etwas er-

müdet, als sie an Bord kamen, wo sie von Klassen empfangen wurden. Sie kannten diesen alten Burschen sehr gut, denn er hatte sie als Kinder früher mit den Eltern zugleich von Schweden nach Pommern gebracht, war später als Neuigkeitsbote des Vaters oft in Grieben gewesen und hatte sie schließlich auch wieder herübergebracht, als sie nach Stockholm gingen. Sie wussten sich unter seiner Aufsicht vollkommen sicher.

Obwohl beide der Ruhe bedurften, hatten sie doch mithilfe der Zofe ihre Toilette geordnet, um sodann eine wichtige Besatzung darüber zu halten, ob es wohl schicklich sei, den Kommandanten des Schiffes bitten zu lassen, mit ihnen in der Kajüte zu frühstücken. Die Schwestern wussten nämlich nicht, dass an Klassens Stelle ein anderer getreten sei.

»Der Vater hat den Mann nie zu Tisch geladen!«, meinte Sophie, »und ich glaube dies kann uns einigermaßen als Richtschnur dienen!«

»Das wohl«, meinte Clara, »doch unsere Lage lässt wohl eine Ausnahme von den gewöhnlichen Regeln zu. Es ist richtig, dass der Klassen nicht so eigentlich Offizier ist, aber er ist ein würdiger, braver Mann, den man in Ehren halten muss und wir stehen auch nicht so hoch über ihn wie der Vater!«

»Die gnädigen Fräulein dürften da vielleicht einen Ausweg finden«, meinte die Dienerin. »Das Wetter ist schön, wenn Sie oben frühstücken, so findet es sich von selbst, dass Herr Klassen Ihnen Gesellschaft leistet, ohne eigentlich dazu eingeladen zu sein!«

»Du hast recht, Johanna!«, sagte Clara, »doch ich weiß nicht, ob man oben frühstücken darf.«

»Ich werde danach fragen«, meinte die Zofe und tat, wie sie gesagt hatte, als die Schwestern ihren Vorschlag billigten. Beide erschrakten, als sie hörten, dass ihr Gesuch an eine andere Adresse gegangen war.

Aus jenem Gespräch geht bereits hervor, dass die jungen Damen ganz ihrer Zeit und ihrem Stand angehörten. Das war auch kein Wunder, denn die Rang- und Standesunterschiede dominierten damals überall. Die Etikette war für die höheren Regionen der Gesellschaft das erste Gesetz. Dennoch fehlte es den Mädchen nicht an der ewigen Freigeisterei der Frauen, dem taktvollen Gefühl, welches instinktartig die Torheit von dem wirklich Schicklichen zu sondern weiß. Als sie hörten, dass der neue Kommandant der Jacht noch ein halber Knabe sei, beschlossen sie seine Bekanntschaft zu machen und begaben sich deshalb auf das Verdeck.

Wardow kam ihnen entgegen und es war spaßhaft, mit anzusehen, wie der arme Bursche zwischen schüchternem Respekt und dem Gefühl seiner Würde, vor den Damen umhertaumelte.

»Die gnädigen Fräulein von der Grieben begann er halb verlegen unter einer tiefen Verbeugung. »Ihr untertänigster Diener ist der Fähnrich von Wardow, Kommandeur der Postjacht!«

»Wir hatten keine Ahnung von diesem Wechsel in deren Kommando«, antwortete Clara, während sich beide leicht verbeugten. Früher stand dieselbe unter

Herrn Klassens Befehl.«

»Der Krieg!«, antwortete Wardow wichtig, »macht gewisse Änderungen nötig. Man wählt dann Männer für wichtige Posten, die ihrer Aufgabe vollkommen gewachsen sind.«

Diese Antwort machte, dass Klassen, der sich in der Nähe befand, die Stirn bedenklich in Falten legte und die Damen ihre Lippen zusammenkniffen, um ein Lächeln zu unterdrücken. Indessen fand dieser anmaßende, wohlgewachsene und gut aussehende Knabe doch eine milde Beurteilung ihrerseits. Ihnen gegenüber war er offenbar sehr bescheiden.

»Das hätten wir allerdings wissen können«, meinte Clara etwas boshaft, »wir haben uns die Bitte erlaubt ...«

»Sie haben gnädigst befohlen«, rief der Junker zuvorkommend. »Klassen, lasst ein Segel über das Quarterdeck spannen und das Frühstück für die gnädigen Damen dort servieren!«

»Wir dürfen vielleicht um die Ehre der Gesellschaft der beiden Herrn bitten«, sagte Sophie etwas vorlaut.

»Beide - hm!«, murmelte der Junker offenbar ärgerlich. Der alte Klassen dagegen lächelte glücklich und versuchte unbemerkt seinen Tabak aus dem Mund zu bringen. »Wir stehen zu Diensten«, sagte der Junker endlich mit einer netten Verbeugung, die jedoch etwas gezwungen ausfiel.

Er und die Damen schritten auf dem Verdeck einher, während Klassen eine Art Zelt herrichten ließ, unter welches der Frühstückstisch gestellt wurde. Auf seine

Einladung kamen der Fähnrich und die Damen herbei, wonach sich alle vier, der Hochbootsmann unter verschiedenen linkischen Verbeugungen, um den Tisch setzten.

Es war sehr bald eine lebhaftere Unterhaltung zwischen der kleinen Gesellschaft im Gange; die Küste, das Wetter, die See, der Wind, Stockholm, die Eltern der jungen Damen, mitunter auch der Krieg gaben den Stoff zu derselben her und man war recht heiter, bis das Anlegen des Schiffes einen Moment die Unterhaltung hemmte. Nachdem jenes geschehen war, wurde dieselbe wie vorhin im scherzhaften Ton weitergesponnen. Der Junker musste zu seinem Verdruss wahrnehmen, dass der alte, in dieser Hinsicht geschulte Klassen eine bessere Unterhaltungsgabe durch seine Natürlichkeit entwickelte, wie er bei seinen so zierlich gedrechselten Redensarten. Zwischen dem Kreuzfeuer des Alten und Claras kam er sogar einige Male in Verlegenheit um treffende Antworten, was Sophie häufig zu einem rücksichtslosen Lachen auf seine Kosten hinriss. Indessen unterhielt man sich gut.

Die Jacht hatte bei ihrem Auslaufen, dem flauen Wind angemessen, den ersten Kreuzschlag nach Westen gemacht und hielt nun beim zweiten auf Bornholm ab. Man war auf diese Weise unter Sandhammar, einer scharfen Ecke der schwedischen Küste angekommen, als der Ausguck plötzlich rief: »Segel in Nordost!«

Dieser Ruf brachte mit einem Mal alles an Bord in

Aufruhr. Es war zwar nichts Neues, in dieser Gegend auf Schiffe zu stoßen, doch die Zeit und die zweideutigen Stellungen, welche England und Dänemark bisher beobachteten, bedingten Vorsicht bei solchen Begegnungen. Der Fremde stand nur ungefähr zwei Meilen leewärts von der Jacht und war ein Schoner von mittlerer Größe. Derselbe hatte bisher auf die Küste abgehalten, fierte jedoch gleich, nachdem er in Sicht gekommen war, und nahm offenbar Kurs auf Bornholm.

»Ich glaube gar, der Bursche weicht uns aus!«, rief der Junker. »Was sagt Ihr, Klassen?«

»Wohl kaum«, meinte Klassen mit leuchtenden Augen, »denn er kreuzt auf wie wir und sein Strich ist so vollkommen richtig ... aber ... aber ... Junge, hol's Fernrohr herauf!«

»Was aber ...?«, fragte der Junker.

»Ich will nicht selig werden, wenn das nicht ein Preuße ist!«, rief der Alte lebhaft.

»Ein Preuße!«, fuhr Wardow auf, »umgelegt, Jungen, den Wind gefangen?«

»Gemach, Junker«, meinte der Hochbootsmann, »noch sind wir nicht sicher, und dann wir dürfen heute weniger vom Kurs abweichen als je. Bedenken Sie die Depeschen.«

»Nichts, nichts!«, rief Wardow, »ich will wissen, wer der Herr ist. Und ist es ein Preuße ...!«

»Um Gottes Willen, Herr von Wardow!«, sagte Clara erschreckt, »Sie werden doch den Fremden nicht angreifen?«

»Angreifen und nehmen, wenn er ein Preuße ist!«, sagte der Junker mit angenommener Bestimmtheit und sich vor den Damen verbeugend, »zu Ihrer und der schwedischen Flagge Ehre.«

»Das ist herrlich!«, rief Sophie, in die Hände klatschend.

»Sophie!«, sagte Clara verweisend, »doch bedenken Sie uns, Herr von Wardow, wenn es zum Kampf käme!«

»Schiff klar zum Gefecht!«, kommandierte der Junker als Antwort auf diese Worte.

»Junker, Junker ...«, mahnte der Hochbootsmann, das Fernrohr in der Hand, ohne es zu benutzen, »Preußen hat keine Kriegsschiffe, aber es kann Kaper in der See haben und ist der da ein Preuße, so ist er ein Kaper; ist er aber ein Kaper, so frisst er uns mit Haut und Haaren. Anderenfalls haben wir kein Recht, Schiffe zu examinieren, weil wir nicht in die Flottenrolle eingetragen sind und wir verlieren also zwecklos Zeit. Der Wind stellt sich überdies ein und wir haben allen Grund, seinen letzten Hauch zu benutzen.«

Die Mannschaft, gewöhnt, dass alle Anordnungen an Bord von dem alten Klassen ausgingen, hatte bei den Befehlen des Junkers ihre Blicke auf jenen gerichtet, ohne an die Ausführung derselben zu gehen. Wardow wurde rot und seine Augen blitzten.

»Was? Meuterei am Bord!«, rief er zornig mit knabenhaftem Eigensinn. »Herr, kennen Sie Ihre Pflicht nicht mehr? Schiff umgelegt und klar zum Gefecht!«

»Umgelegt!«, wiederholte Klassen mit zitternder

Stimme und einem tiefen Seufzer.

»Meine Damen«, sagte Wardow, während das Manöver ausgeführt wurde, »fürchten Sie nichts, Sie stehen unter dem Schutz schwedischer Seeleute. Sollte es indessen zum Gefecht kommen, so werde ich Sie bitten, in die Kajüte hinabzugehen. Bis dahin dürften die folgenden Bewegungen zu Ihrer Unterhaltung dienen können.«

Clara hatte sich von ihrem momentanen Schreck erholt und rümpfte ein wenig indiskret die Nase.

»Ich dachte, es wäre nur ein Scherz«, meinte Sophie impertinent.

»Schiff klar zum Gefecht!«, kommandierte Klassen.

Es war nicht viel klarzumachen, die Holzdächer wurden von den Geschützen genommen, die Munitionskästen daneben gestellt und eine Waffenkiste neben den Mast gebracht und geöffnet. Das Schiff lag Ost-Nordost an und strich flott hinauf. Erwartungsvolle Stille herrschte auf demselben.

»Die Flagge hoch!«, rief Wardow.

Die Flagge stieg an der Gaffel empor, doch der Fremde segelte seinen Kurs fort, als achte er so wenig auf die Jacht und ihre Manöver.

Dem war indessen doch nicht so.

Der Schoner, dem der Fähnrich nun allen Ernstes zu Leibe wollte, um sich an ihm seine ersten Sporen, vielleicht auch den Leutnant zu erkämpfen, hatte bereits vor vier Tagen den Hafen von Stockholm verlassen und sich bei wechselnden Winden wacker südwärts gekämpft, bis er die Höhe von Sandhammar gewann.

Sein *lebendes Werk*, das heißt, der Teil des Rumpfes über dem Wasser, war nur sehr niedrig, seine Masten jedoch hoch und seine Rahen sehr breit. Auf seinem Deck herrschte eine Ordnung wie man sie nicht oft auf Kauffahrern findet. Trotz jener Abweichungen trug er jedoch den Charakter eines solchen.

Als er Sandhammar angegangen und sein Fieren bewerkstelligte, um auf Bornholm abzuhalten, verkroch sich die Mannschaft wieder in ihr Logis. Auf dem Verdeck blieben nur der Mann am Ruder und zwei andere Männer, die nebeneinander auf der Hinterschanze einherschritten.

Einer dieser Männer war bereits alt, aber noch sehr rüstig und etwas korpulent. Er trug Jacke und Hosen von Leinwand, einen Strohhut und zeigte viel Phlegma, obwohl seine kleinen Augen lebhaft und stechend waren.

Der andere zählte höchstens dreißig Jahre, war von mittlerem Wuchs, breitschultrig, jedoch schlank. Seine eng anliegende Kleidung, eine Halbjacke von Tuch und Beinkleider von schneeweißer Leinwand ließen ungemein kraftvolle Glieder sowie deren Muskelspiel erkennen. Auffallend bemerkenswert waren jedoch seine Gesichtszüge.

Die bronzeartige Farbe, welche auch seine Hände zeigten, war dabei das Geringfügigste, auch die schönen kastanienbraunen Haare, waren höchstens ein, noch anderen Leuten eigener Schmuck. Jene Auffälligkeit lag in dem Ensemble der hohen Stirn, der scharfen kurzen Nase, der etwas aufgeworfenen Lip-

pen und des breiten Kinns; besonders aber der großen, dunklen, blitzenden Augen und der tiefen Furchen des Antlitzes, welche dasselbe offenbar älter machten, als der Mann eigentlich war.

Auf den ersten Anblick erschien dies Gesicht unbedingt hässlich und als ob gewaltig arbeitende Leidenschaften es zerrissen und gefurcht hätten; doch das Austoben derselben musste nicht entnervend und schwächend gewesen sein, denn diese so scharf markierten Züge verrieten kräftiges Wollen; ja das ganze hässlich erscheinende Antlitz wurde bei näherer Prüfung gewinnend, herzlich und doch zugleich geistreich. Es verriet, Laune, Frohsinn, Verstand, Witz, Güte und Mut zu gleicher Zeit. Übrigens waren alle Bewegungen des Mannes lebhaft.

»Also Ihr habt die Order zur Windstille und zum Donnerwetter gegeben, van Swieten!«, sagte derselbe leicht lachend, »nun, wenn Ihr auch kein Jupiter seid, so verdient Euer Votum doch allen Respekt und ich beuge mich Ihrer olympischen Ablegerweisheit. Ich wünschte, wir hätten einen Nordost der Berge versetzt. Ich gäbe zehn Jahre meines Lebens darum!«

»Hätte ich doch nie geglaubt!«, sagte Swieten langsam, »dass Ihr Euch so sehr danach sehnen könntet, einen Herrn anzuerkennen und ihm die Hand zu küssen. Seinetwegen lernt Ihr auch wohl das Zeugs alles, wovon ihr seit einiger Zeit so viel faselt?«

»Hol der Teufel das Handküssen!«, rief der andere, »aber wenn ich es einmal tun müsste, so sollten meine Lippen nur König Friedrichs Hand berühren und

wenn er nur Chinesisch spräche, würde ich seinetwegen Chinesisch lernen!«

»Ist'n ganzer Mann, ich gebe das zu«, meinte van Swieten seinen Tabak im Mund mit der Zunge umwendend, »aber ihm deswegen so gut wie umsonst dienen ...? Nein; das ist nichts, Kapitän!«

»Verstehst du nicht, alter Junge!«, rief der Kapitän lachend, »denn dein Götze ist Gold, der meine ... doch was zum Satan fängt die Jacht an, seht doch, Swieten. Sie hält auf uns ab und flaggt ... Es ist doch auch die Postjacht?«

Swieten kniff seine Augen noch mehr zusammen, als er grinsend die Jacht betrachtete.

»Es ist das Ding!«, sagte er langsam, »und ich denke, den Jungen plagt die Neugier, zu erfahren, wer wir sind. Vielleicht hat Klassen erkannt, dass wir preußisches Tuch führen, und sein jetziger Herr ist begierig, sich eine schwedische Nachtmütze daraus zu machen!«

»Bah ... er wird doch nicht ...; aber da geht's los, Pardauz ... Ihr Diener, Herr Fähnrich. Am Ende braucht der Bursche Hilfe!«

»Kann sein!«, erwiderte van Swieten, »vielleicht ist der Junge seekrank geworden und Klassen hat die Pflenschachtel vergessen!«

»Gleichviel indessen!« meinte der Kapitän lachend, »wer fragt, will Antwort haben. Für mich hat in diesem Augenblick jedoch auch die Gewogenheit eines Seefähnrichs Wichtigkeit. Wollen ihm also die Kundschaft zeigen ... heda, Stöhr, den Lappen hoch!«

Die ganze andere Mannschaft des Schoners, außer den Bezeichneten noch aus zehn Mann bestehend, war durch den Schuss wieder hervorgelockt und der Gerufene brachte die Flagge an die Gaffel.

»Übrigens ist der Streich dieses Burschen da Geld wert, Swieten!«, meinte der Kapitän. »Jetzt komme ich gewiss zur rechten Zeit an Ort und Stelle, wenigstens vor ihm nach Stralsund!«

Die Männer nahmen ihren Spaziergang wieder auf; die Matrosen blickten im Vorderschiff, über die Reling gelegt, zu der Jacht hinüber.

Trotz des flauen Windes waren die Schiffe einander sehr schnell um eine Meile näher gekommen und es war kein Zweifel, dass man auf der Jacht die schwedischen Farben an der Gaffel des Schoners erkennen musste. Für ein Schiff ihres Charakters war also genügend geschehen, um den des Fremden zu erforschen, dennoch hielt die Jacht Strich, bis der Schoner zum neuen Schlage fierte und also West-Süd-West anlag.

Da die beiden Schiffe dadurch fast genau Vordersteven auf Vordersteven standen, so näherten sie sich mit reihender Schnelligkeit. Erst eine Viertel Meile vom Schoner entfernt, luvte die Jacht auf, um über Wind zu bleiben.

Der Kapitän des Schoners und sein Gesellschafter hatten dieselbe unausgesetzt beobachtet und den Zweck ihrer Bewegungen, obwohl vergeblich, zu erraten versucht.

»Und dennoch steckt etwas dahinter!«, meinte der Kapitän zuletzt. »Geht also in die Kajüte, Swieten,

und bringt die in Ordnung. Ich denke, wir werden bald Besuch bekommen!«

Swieten ging hinab, warf jedoch einen finsternen Blick auf die Jacht, und der Kapitän lehnte sich mit unterschlagenen Armen an das Bratspill.

»Schiff ahoi!«, ertönte es von drüben.

»Das Sprachrohr!«, befahl der Kapitän des Schoners und setzte es an den Mund, als es ihm gereicht worden war.

»Was gibt's da drüben?«, rief er hindurch.

»Was für 'n Schiff das?«, hieß es dort.

»Der *Merkur*, Kapitän Dyk!«, lautete die Antwort.

»Woher und wohin?«

»Von Stockholm nach Stralsund ... was wünscht die königliche Postjacht?«

»Ihr kommt uns verdächtig vor ... legt bei und kommt mit Euren Papieren an Bord.«

Van Swieten war inzwischen wieder zurückgekehrt und kicherte leise bei diesem Befehl.

»Ist der Junge verrückt!«, rief dagegen Dyk. »Ich hätte fast Lust ... doch nein, das wäre Unsinn. Was berechtigt Euch zu solchem Verlangen?«, rief er durch das Sprachrohr.

»Mein Rang als Offizier in der Königlichen Marine; legt sofort bei!«

»Die Postjacht hat kein Recht, eine Visitation vorzunehmen!«

»Das Recht und die Macht!«, lautete die Antwort. »Legt bei und kommt an Bord ... oder ich werde Euch zwingen!«

Das lebhaftes Mienenspiel des Kapitäns nahm einen besonderen Ausdruck an. Unwille und Heiterkeit wechselten schnell auf demselben und er lachte endlich laut.

»Steuermann Swieten!«, sagte er dann, »was meinst du nun? Bei alledem weiß man doch nicht, was sein kann, und ich will einmal versuchen, den Hund aus dem Ofen zu locken. Legt Euch flach aufs Deck, ihr da vorne. Ich werde das erwarten!«, rief er durch das Rohr.

Kaum war der Schall hinübergedrungen, als sich eine weiße Wolke am Bug der Jacht entwickelte. Knall und Kugel kamen zugleich an, Letztere riss einen Splitter vom großen Mast und zerschnitt eine der Hauptstage.

Im ersten Moment nach dieser Behandlung zeigte das sich entfärbende Gesicht des Kapitäns den Ausdruck leidenschaftlichster Wut und seine großen Augen blitzten förmlich, doch schnell war alles wieder unterdrückt und ein Lächeln spielte um seine dicken Lippen.

»Beigedreht!«, rief er durch das Rohr, »ich werde kommen ... die Jolle flott, Leute, und zwei Mann hinein!«

Während seine Befehle ausgeführt wurden, sprang Dyk in die Kajüte und kam mit einem Blechkästchen, das die Schiffspapiere enthielt, aus derselben zurück. Swieten nur noch mit der Hand zuwinkend, stieg er in das Boot, setzte sich auf die Steuerbank und ergriff das Ruder. Die beiden Matrosen zogen die Riemen an

und schnell schoss das kleine Fahrzeug durch die See. Nach kurzer Zeit erstieg er den Bord der Postjacht.

IV. Folgen des Übermuts

Auf dem Deck der Postjacht befand sich nun alles in schönster Disharmonie. Die jungen Damen, besonders Clara, waren empört, dass der Fähnrich aus knabenhafter Eitelkeit wider seine Pflicht sie gefährdete. Klassen kämpfte mit einer gelinden Verzweiflung aus Furcht vor dem Ausgang des Abenteuers und würde sicher dem Geschütz eine Richtung gegeben haben, dass die Kugel fehlgehen musste, wenn nicht Wardow höchst eigenhändig die Kanone gerichtet und abgefeuert hätte. Die Mannschaft endlich sah ärgerlich, wie ihr Kommandeur noch taktloser als der dümmste Schiffsjunge handelte; doch das alles verschlug dem jungen Herrn nichts. Er schwebte lediglich auf Flügeln des Ruhmes und seiner Allgewaltigkeit in höheren Regionen umher.

Als Kapitän Dyk seinen Fuß auf das Deck der Jacht gesetzt hatte, flog ein Blick seiner dunklen Augen über das ganze Verdeck und die Zurüstungen, welche auf demselben zum Kampf getroffen worden waren, wobei ein leichtes Lächeln um seine Lippen spielte. Sodann grüßte er achtungsvoll die Damen und danach erst die beiden Offiziere, jedoch ziemlich kalt.

»Sie wünschen mich zu sprechen!«, sagte er dabei

zum Junker.

»Allerdings!«, sagte der junge Herr mit stolzerhobem Haupt. »Euer Schiff sowie dessen Bewegungen erscheinen verdächtig. Ich muss deshalb Eure Papiere ansehen, vielleicht das Schiff durchsuchen lassen. Wo sind die Papiere?«

»Hier!«, sagte Dyk, mit finsternen Blicken den Knaben messend, während er die Papiere überreichte. »Ich frage nicht mehr, mit welchem Recht Ihr dies tut, junger Mann, aber ich erkläre, dass ich der Gewalt weiche und später für den gegen mich angewendeten ungerechtfertigten Zwang Rechenschaft fordern werde!«

Wardow errötete, was sowohl Zorn als auch Verlegenheit andeutete; denn unzweifelhaft imponierte ihm das Benehmen des Kapitäns.

»Man vergesse nicht, mit wem man spricht!«, erwiderte er unsicher. »Klassen, seht die Papiere durch!«

Dyk lächelte, denn es entging ihm nicht, wie der Junker aus dem Grund die Papiere fortgab, weil er selbst sie nicht zu beurteilen verstand. Klassen sah dieselben an und trat ganz dicht zu Wardow.

»Sie sind in Ordnung, Junker?«, flüsterte er in deutscher Sprache, während man bisher Schwedisch gesprochen hatte. »Lassen Sie den Mann mit einer höflichen Entschuldigung gehen. Er sieht nicht aus, als ob mit ihm zu scherzen wäre!«

Es fiel jedoch dem übermütigen jungen Mann nicht ein, diesen Wink zu beachten.

»Die Papiere scheinen zwar in Ordnung«, sagte er

»dennoch muss ich sie einstweilen behalten und Beschlag auf das Schiff legen, weil Ihr den Befehlen eines Flottenoffiziers nicht sofort Folge geleistet habt. Klassen, Ihr geht hinüber, das Kommando dort zu führen. Ihr, mein Freund, bleibt hier als mein Gefangener!«

Diese Worte machten einen merkwürdigen Eindruck auf diejenigen Personen, an welche sie gerichtet waren, sie erröteten beide.

»Herr!«, rief Dyk im drohenden Ton, doch gleich fügte er ruhiger hinzu, »es ist wahr, Ihr habt die Macht dazu, wenn auch nicht das Recht, mich zu halten, die Folgen also auf Euer Haupt!«

»Kein Wort weiter!«, quäkte der Fähnrich, »ich habe auch die Mittel, Euch zum Schweigen zu bringen; habt Ihr gehört, Klassen?«

»Ja, Herr Fähnrich!«, sagte der alte Mann, dem nun ebenfalls der Kamm schwoll, mit der Hand am Hut, »aber ich habe nicht Lust, die Verantwortlichkeit, welche Sie auf sich laden, zu teilen. Ich bin hier an Bord Ihr Untergebener, ich habe hier auf der Postjacht zu dienen, sonst nirgends.«

»Ihr seid Eurer Funktionen enthoben und Arrestant!«, rief der Fähnrich. »Das Sprachrohr!«

Der Kapitän lächelte wiederum, aber in seinen Augen, die zugleich mit einem schnellen Blick den übrigen Teil der Mannschaft musterten, leuchtete es hell auf. Der alte Klassen seufzte schwer.

»Ihr da drüben!«, rief der Junker den Schoner an.

»Wohl! Wohl!«, hieß es von dort.

»Ihr haltet Strich mit uns und bleibt auf zwei Kabel-

längen nahe!«

»Wohl! Wohl!«

»Kürzt Segel ... versucht Ihr zu fliehen, gibt es Feuer!«

»Schon gut!«, brummte es zurück.

Die Schwestern, von dieser Szene wenig erbaut und überzeugt, dass der junge Mann ein großes Unrecht begangen hatte, zogen sich in die Kajüte zurück. Wardow schritt unwillig auf und ab, die Ausübung seiner Macht gewährte ihm sichtlich keinen rechten Genuss. Klassen setzte sich ärgerlich neben eine Kanone, die Matrosen blickten finster nach hinten und der Einzige, der seinen Gleichmut bewahrte, schien der Kapitän zu sein.

Der Wind lullte sich inzwischen immer mehr ein und obwohl noch fünf bis sechs Kreuzschläge gemacht wurden, kam man doch nur bis zur Höhe von Haste, als die Windstille vollkommen und die Hitze sengend wurde. Alles suchte Schatten und Schutz gegen die brennende Sonne, nur Kapitän Dyk blieb, wo er war, um abwechselnd das Schiff, das Wasser und den Horizont zu mustern, seinem eigenen Schiff, welches natürlich ebenso wie tot da lag wie die Jacht, schenkte er kaum einen flüchtigen Blick.

So vergingen vier peinliche Stunden. Windstille ist dem Seemann viel unangenehmer als Sturm, und es liegt etwas Trauriges in diesen so schlaff herabhängenden Segeln, dem bewegungslosen Gebäude. Ein solches Fahrzeug gleicht einem flügelahmen Vogel, der sich nicht zu erheben vermag. Während dieser

ganzen Zeit wurde auf dem Deck der Jacht kein Wort gesprochen.

Aber allgemach begannen sich nun die unzweifelhaften Zeichen eines zusammenziehenden Gewitters zu zeigen, und bei ihnen konnte es Klassen nicht über das Herz bringen, zu schweigen, besonders als der Schoner wie im Nu trotz des aufspringenden Windes, jeden Lappen barg.

Wardow nahm die Vorschläge des alten Seemannes brummend und dem Anschein nach unwillig auf, jedoch gab er seine Erlaubnis, ebenfalls die Segel zu bergen. Beide Schisse trieben tot vor dem wechselnden Lufthauch bald hier, bald dorthin.

Es war gar nicht mehr zu verkennen, dass das Wetter über den Schiffen zum Ausbruch kommen, und ebenso, dass es sich als eines der schwersten zeigen werde, was Klassen im vorwurfsvollen Ton bemerklich machte. Wardow hieß ihn schweigen.

Das ganze Firmament hatte allgemach eine schwarze Färbung angenommen. Im Zenit jedoch zeigten sich zwei mächtige, schwarze Wolkenballen, die sich langsam nach Nordost wälzten, der Wind blies pfeifend von verschiedenen Seiten und ließ die See kochen. Doch noch hatte es nicht geblitzt, noch sich kein Donner hören lassen. Die Schwestern, die kommenden Szenen ahnend, blickten ab und zu angstvoll durch die Kajütenklappe.

Da plötzlich erfolgte Blitz und Schlag zugleich, Ersterer fuhr zwischen den Schiffen in die See, Letzterer war der Art, dass man hätte glauben können, der Erd-

ball berste. Zugleich gewannen die veränderlichen Windstöße an Vehemenz, und von nun an war der Kampf der Elemente unausgesetzt im vollen Gange. Klassen hatte die Leitung des Schiffes übernommen, Wardow war blass wie eine Leiche. Dyk ging lächelnd an ihm vorüber in die Kajüte, der Junker hatte nichts dagegen und jener versuchte die Damen zu beruhigen, was ihm auch fast gelungen war, als plötzlich das Feuer in ganzen Massen vom Himmel zu fallen schien und ein fürchterlicher Schlag erdröhnte, der das ganze Schiss erschütterte. Diesem ersten folgte sofort ein zweiter, von gewaltigem Zerbrechen begleitet.

Dyk sprang aus der Kajüte und die Treppe hinauf, wobei er gegen die Wand geschleudert wurde, was ihn erkennen ließ, dass die Jacht nicht mehr stetig lief. Sein erster Blick war dieses Mal zu dem Schoner gerichtet, der stolz dahinzog. Mit dem zweiten fasste er die Gräuel der Verwüstung auf dem Verdeck der Jacht ins Auge.

Der Blitz hatte den Mast getroffen und die ganze Stenge mit ihrem Takelwerk auf den Roof geworfen und diesen dadurch zerschmettert. Der Mast selbst war von oben bis unten gespalten, im Hinterschiff lagen Wardow und Klassen, ebenfalls von der Stenge getroffen; Ersterer wimmernd, Letzterer ohne Besinnung und aus einer Kopfwunde blutend. Die Matrosen standen vor Entsetzen starr und regungslos im Vorderschiff.

»Holla!«, rief Dyk, »Mut gefasst, Leute ... herbei, das Deck klar!«

Durch seine Zurufe zur Besinnung kommend, sprangen die Matrosen hinzu. Die Stenge wurde über Bord geworfen, die Takelage zerhauen.

»Kappt auch den Mast!«, rief Dyk, selbst tätig überall zugreifend, »zwei Mann an die Pumpe, wir sind leck ... Ruder festgehalten!«

Nachdem die nötigsten Anordnungen getroffen waren, kümmerte sich der Kapitän um die beiden Verletzten. Dem Junker war ein Bein zerschmettert, Klassen hatte eine klaffende Wunde am Kopf. Er kam zu sich, als man ihn aufhob. Beide wurden einstweilen in die Kajüte gebracht.

V. Feurige Kohlen

Das Wetter tobte inzwischen weiter. Die Schiffe einander näher zu bringen, war dabei unmöglich. Dyk untersuchte deshalb zuvörderst den Raum der Jacht und fand, dass das Leck bedeutend, der Raum aber durch die Ladung so gefüllt war, dass man nicht zu dem Leck gelangen konnte. Er ließ deshalb Löcher in das Verdeck hauen und noch zwei Pumpen einsetzen., Danach begab er sich zu den Damen, die vor Schreck mehr tot als lebend waren, sich jedoch auf seine Versicherungen Hilfe zu leisten. Endlich rief er dem Schooner zu, eine Leine und durch dieselbe ein Tau herüberzuschaffen.

Es gelang dies nach einiger Schwierigkeit, und Dyk

ließ die Jacht an den Schoner hängen, dem er sodann befahl, bei dem stetig gewordenen Nordost Segel zu setzen, um so schnell wie möglich aus dem Bereich des Wetters zu kommen. Nach einer Stunde war man in ruhigem Wasser. Das Wetter zog nach Nordost. Dyk begab sich abermals zu den Kranken.

»Mein Herr!«, sagte er zu dem Junker, »es sei fern von mir, Vergeltung zu üben oder Sie in dieser Lage zu verhöhnen. Nur eins muss ich sagen, nämlich, dass ich nun die Macht habe, mich zu befreien und dies auch zu tun gesonnen bin. Doch werde ich Sie nicht verlassen. Die Jacht ist gefährlich krank, aber vielleicht zu retten. Verdient es die Ladung?«

»Wohl, Herr!«, antwortete Klassen, sich aufrichtend, während der Fähnrich schwieg.

»Gut denn!«, sagte Dyk, »es scheint, Ihr seid imstande, das Kommando hier zu übernehmen. Ich werde mit Euren Briefschaften, Depeschen und den Passagieren auf den Schoner gehen und Euch im Schlepptau behalten. Könnt Ihr das Wrack nicht über Wasser halten, so zeigt es mir an.«

»Dank, Herr!« erwiderte der Alte.

»Sorgt für den jungen Herrn!«, mahnte Dyk noch und stieg dann hinauf. Nach wenig Minuten waren die Damen, die Kiste, die Depeschen und Briefschaften am Bord des Schoners, der nun mit so viel Tuch, wie er nur führen konnte, das Wrack hinter sich schleppend, dahinflog.

Dyk tat alles Mögliche, den jungen Damen den eben gehabtten Schreck vergessen zu machen. Als er erfah-

ren hatte, wer sie waren, versprach er, sie den Eltern direkt zuzuführen. Bald hatte man unter freundschaftlichen Gesprächen recht gute Bekanntschaft gemacht. Die Schwestern mussten sich eingestehen, dass der Kapitän ein Mann von Bildung sei.

Obwohl sie den Fähnrich wegen des ihn betroffenen Unfalls bedauerten, konnten sie doch nicht umhin, ihm selbst die Schuld an allem Unheil zuzuschreiben; ihre meiste Teilnahme war dem alten Klassen gegönnt.

»Mir will dabei scheinen«, sagte Clara, »der alte Mann wäre eher imstande gewesen, das Kommando der Jacht fortzuführen als der junge Herr!«

»Sie haben vollkommen recht, gnädiges Fräulein!«, antwortete Dyk, »doch das sind Sachen, die ein Mann wie ich nicht gern berührt!«

»Und warum dienen Sie nicht bei der Flotte?«, fragte Sophie.

»Ich!«, rief der Kapitän mit einem Ausdruck in den Zügen und der Stimme, dass die Schwestern fast erschranken. Dann fügte er lächelnd hinzu: »Es würde Ihnen schwer werden, meine Gründe dafür zu begreifen - denken Sie, ich hielt mich zu gering dazu!«

»Oder umgekehrt!«, riefen die Damen wie aus einem Mund.

Inzwischen kam man dem Ziel immer näher, bald trat Wittow, dann Hiddensee in Sicht, endlich konnte man die Kuppe des Bakenberges, zuletzt die Menge darauf erkennen; bald machten sich auch die Bewegungen der Brigg bemerkbar.

»Da kommt wieder jemand«, sagte der Kapitän lachend, »doch dem stehen wir nicht Rede, und er wird hoffentlich bescheidener wie ein Junker sein!«

Das *Anpreien* der Schiffe ging denn auch ohne Schwierigkeit vorüber. Als der Schoner glücklich an dem Damm lag, bat Dyk die Damen, sie an Land begleiten zu dürfen, was natürlich gewährt wurde, bis beide ihm davon und den Eltern entgegen eilten.

»Vater, Mutter!«, riefen die Kinder wiederholt unter herzlichen Küssen, als man einander umarmte.

»Clara, Sophie - Kinder, teure Kinder!«, ließen die Eltern ebenso hören.

Besonders war es jedoch die Mutter, welche nach der überstandenen Angst sich ganz dem Glück hingab, das ihr durch die Ankunft der Kinder bereitet wurde. Sie vergoss Freudentränen, und ihre Stimme wurde mehrfach durch Schluchzen erstickt, in das auch die Mädchen einstimmten.

Endlich ging indessen der etwas heftige Freudenerguss des Wiedersehens vorüber, die Gruppe trennte sich, und der Major, an jeder Hand eine seiner Töchter haltend, wendete sich lebhaft umher.

»Verzeihung, meine Herrschaften, Verzeihung, Herr Baron«, sagte er, »gleich werde ich wieder imstande sein, alles in der gehörigen Ordnung abzumachen; doch zuerst noch, meine Kinder - das ist wohl der Mann, dem ihr und wir eure Rettung verdanken und ohne den mein armes Haus heute, statt eines Freudenfestes, einen Trauertag begehen könnte!«

»Jawohl, Herr Major!«, sagte der Fremde, schnell nä-

her tretend, »ich bin der Retter, kein Gott konnte tun, was ich, und kein menschliches Lob, kein irdischer Lohn kann mir je diese hohe, erhabene Tat vergelten; kein Kaiser und kein König wäre reich genug dazu; also, mein verehrter Herr Major - sprechen wir nicht weiter davon!«

Ernst und Lachen wechselten schnell auf dem Antlitz des Seemannes bei diesen Worten, die er unter einer Verbeugung beendete. Der Major sowie alle Anwesenden sahen ihn ganz verduzt an, nur die beiden jungen Damen lächelten.

»Mein teurer Vater!«, sagte die eine der Schwestern, »dieser Herr, den ich dir als den Kapitän Dyk vorstelle, ist ein Mann, der seinen Mitmenschen, selbst wenn sie es nicht verdienen, Hilfe leistet, sondern ihnen auch in der größten Gefahr durch seinen heiteren Mut die Besinnung zu erhalten weiß. Wir sind ihm sehr viel Dank schuldig!«

»Ja wohl, ja wohl!«, rief der Kapitän, »und wenn Sie dabei bleiben, mein gnädiges Fräulein, werde ich ein Gelübde tun, nie wieder eine Postjacht aus der Verlegenheit zu helfen!«

»Das heißt, Sie sind ein drolliger Kauz, Kapitän!«, rief der Major nun ebenfalls lachend, »aber mir auch recht, Sie sind ein braver Manu, und ich freue mich auf ihre nähere Bekanntschaft. Ist Ihnen das recht, so schlagen Sie ein!«

»So lasse ich es mir gefallen«, sagte Dyk, kräftig die dargebotene Hand schüttelnd, »ich bin ganz der Ihre, Herr Major.«

»Ich danke Ihnen!«, antwortete jener, »meine Kinder, Kapitän Dyk, ich habe die Ehre, Ihnen hier den Leutnant und Kommandeur, Baron Staelswerd vorzustellen - Herr Baron, meine älteste Tochter Clara, deren jüngere Schwester Sophie - Kapitän Dyk - meine Frau- der Herr Prediger Huldreich!«

Die gewöhnlichen Verbeugungen nach Vorstellungen folgten diesen Worten; man versuchte, sich gegenseitig etwas Angenehmes zu sagen, nur vermieden sich geflissentlich, wie es schien, Leutnant Staelswerd und Kapitän Dyk.

»Genug jetzt!«, rief der Major, »meine Herrschaften, ich bitte um Ihre Begleitung. Kapitän, Sie sind natürlich ebenfalls mein Gast und werden uns hoffentlich bei Tisch Mitteilungen über den Unfall der Jacht machen.«

»Ich bitte, mir einen Augenblick zu schenken«, antwortete der Kapitän, »Herr Baron, ich habe die Ehre, Ihnen zu melden, dass die Jacht vom Blitz getroffen und ihre Führer dabei verwundet sind; Klassen jedoch nur leicht, sodass er seinen Pflichten wird genügen können. Die Ladung der Jacht befindet sich noch in deren Raum, die Briefschaften und Depeschen auf dem Schoner. Ich werde den Hochbootsmann von dem Wrack holen lassen und ihm jene wieder übergeben, wonach Sie wohl die Gnade haben, über alles weiter zu verfügen. Auf Bergegeld erhebe ich keinen Anspruch. Ich werde bald zu Diensten stehen, Herr Major!«

Staelswerd wollte offenbar etwas sagen und nahm

dazu ganz die Miene eines Vorgesetzten an, der zu seinem Untergebenen zu sprechen im Begriff ist. Doch jener wartete seine Rede nicht ab, und offenbar hatte er den letzten Satz nur gesprochen, um dem Major, aber nicht dem Baron, seine Verbeugung zu machen, nach der er schnell auf den Damm zurückging. Staelsward blickte ihm finster nach und biss sich auf die Lippen.

»So ist also wirklich ein Unglück geschehen!«, rief der Major, »doch wir werden das später erfahren, kommen Sie, meine Herrschaften, der Kapitän wird uns hoffentlich nicht zu lange warten lassen. Nehls, Ihr bekommt Eure Belohnung!«

Der Major, dessen Frau und die Kinder, gefolgt vom Leutnant, dem Prediger und den Gutsangehörigen, schlugen den Weg nach Grieben ein. Von dem Schoner ging ein Boot zum Wrack ab, die Menge bedeckte zum Teil den Damm, um Neuigkeiten zu erfahren.

Das Boot kehrte mit Klassen und einigen seiner Matrosen zurück. Jener nahm seine Sachen in Empfang und fuhr wieder zur Jacht, der gegenüber am Strand sich dann die Menge versammelte, weil sie nun von jener her, auf Befriedigung ihrer Neugierde hofften.

Inzwischen war Kapitän Dyk wieder den Damm entlang geschritten und erstieg den Berg. Auf der nun von allen verlassenen Kuppe angekommen, warf er einen forschenden Blick umher, bis sein Blick endlich auf dem wieder ankernden und flaggenden Kriegsschiff haften blieb.

Lange und sinnend betrachtete er dieses Fahrzeug

sowie die an Bord desselben stattfindenden Bewegungen, bis endlich ein Boot von dem Schiff abstieß. Sofort verließ auch er eiligen Schrittes seinen Standort und erwartete vor dem Gut den das Boot verlassenden Offizier.

Es war der alte Dalström, welcher mit vorgestreckter Hand und schon aus der Ferne sprechend auf den Kapitän zueilte.

In seiner rauen Weise rief er: »Ich denke mir, Sie sind der Kapitän Dyk, wie mir geantwortet wurde!«

»Ich bin es, mein Herr!«, antwortete Dyk.

»Sie behandeln die See« fuhr er fort, »als sei es ihr Element. Von Ihnen könnte mancher Herr, der auch ein Schiff kommandiert, noch etwas lernen!«

Dalström hatte dabei einen Blick zum Haus geworfen und Dyk lächelte.

»Dazu bin ich eine zu geringe Person!«, antwortete er dem Anschein nach bescheiden.

»Gut, ich auch!«, rief der Alte lachend, »aber kommen Sie. Man wird uns erwarten, ich denke Sie bringen Neuigkeiten!«

»Wohl!«, antwortete Dyk, »doch sie sind trübe genug.«

Die Männer schritten dem Herrenhaus zu, dessen Tür mit Blumengirlanden und Kränzen geschmückt war.

VI. Die Mitteilungen

Das Herrenhaus des Gutes Grieben, in wohlgemeiner Anerkennung seiner Bedeutsamkeit, von den Inselbewohnern auch wohl Schloss genannt, war nicht eben groß oder geräumig, doch war es bequem eingerichtet und hatte einen Parterre gelegenen Speisesaal von ziemlichen Umfang.

In diesem finden wir, gleich nach dem Eintreffen der beiden Seeleute, die Tischgesellschaft versammelt, den Herrn und die Frau des Hauses, deren Töchter, den Baron, seinen Leutnant, den Pfarrer, den Kapitän Dyk und endlich den ersten Verwalter des Majors, welcher bei solchen Gelegenheiten ebenfalls von ihm zu Tisch gezogen wurden.

Bei der Suppe, die man zuerst einnahm, wurde wie gewöhnlich nur wenig gesprochen. Die Unterhaltung war mehr eine nachbarschaftliche und ging erst etwas später zu einer allgemeinen über.

»Nun also«, begann der Major endlich, »Kapitän, Sie sind uns noch den Bericht über das Unglück der Jacht schuldig. Die Mädchen haben bereits einiges darüber gesagt, aber dies ist so wunderbar, dass man gern mehr aus dem Mund eines Mannes darüber hören möchte, der seine Ruhe während der ganzen Zeit bewahrte. Ich bitte, sprechen Sie!«

»Ich bin dazu bereit!«, erklärte Dyk, »doch ich bemerke zuvor, dass ich hier nur als Privatperson zu Privatpersonen zu sprechen gedenke, dass ich keine Beschwerde führe und mir über Dinge, die ich nicht zu

verantworten habe, kein Urteil zu erlauben beabsichtige. Darüber hinaus hat, wenn ein Versehen stattgefunden hatte, der Fehlende bereits eine so bedeutende Strafe erlitten, dass jede andere überflüssig wird. Sind die Herrschaften mit mir einverstanden?»

»Jawohl, jawohl!«, rief der Major, »jene beiden Herren werden es mir zuliebe, dem heutigen Tag zu ehren, und so weiter, schon sein. Ich vereinige meine Bitte mit der des Kapitäns, Baron!«

»Die Sache ist so angetan!«, antwortete Staelswerd, »dass sie auch ohne Veranlassung von meiner Seite zur Untersuchung kommen muss. Ich werde daher auf erzählungsweise Mitteilungen über das Unglück keine weitere Rücksicht zu nehmen nötig haben!«

Aus den Augen des Kapitäns schoss ein Blitz zu dem Baron hinüber, doch er lächelte dabei und begann ohne Umschweife in humoristischer Weise das erste Zusammentreffen des Schoners und der Jacht bis zu dem Moment zu schildern, in welchem ihm seine Gefangenschaft angekündigt worden war.

»Der junge Herr toll gewesen sein!«, rief Dalström unwillig, »oder er hatte zum ersten Mal schief geladen. Es war ein Junkerstreich, bei Gott!«

»Nicht so ganz!«, meinte der Baron mit einem stehenden Blick auf den Kapitän. »Das Schiff trägt preußische Takelage, was auch schon die Lotsen bemerkten. Sie erklären mir den Grund davon vielleicht später, Kapitän!«

»Oh, das kann ich sofort!«, rief Dyk schnell, »ich habe es erst vor wenigen Wochen von einem preußi-

schen Schiffer in Kopenhagen gekauft. Es hieß früher *Flora*, ich taufte es dagegen *Merkur*, ohne indes sein Äußeres zu verändern. Der Schiffe getraute sich nicht, ist durch die Ostsee zurückzuführen!«

»Also ist es Ihr Eigentum?«

»Mein eigenstes Eigentum, Herr Baron!«, sagte der Kapitän mit Nachdruck, »denn ich habe jeden Span daran, obwohl nicht eben zu hoch, bar bezahlt!«

»Ich glaube das«, erwiderte Staelswerd kalt, »doch möchte ich später Kaufbrief und den Besitztitel einsehen.«

»Sie stehen zu Diensten!«, erwiderte Dyk.

»Überflüssige Vorsicht!«, murmelte Dalström, dem jeder tüchtige Seemann offenbar auch ein redlicher Mensch war.

»Weiter indessen!«, rief der Major, und Dyk erzählte weiter.

»Nun!«, rief Dalström, als er geendet hatte, »da wird der junge Herr degradiert werden, denn es ist offenbar, dass er durch seine Dummheit den Verlust der Jacht verschuldet hat, abgesehen noch von der Verspätung der Depeschen durch dieselbe!«

»Wer weiß?«, murmelte der Baron. »Es wäre doch möglich ...«

»Ich hätte bald gesagt, dem Junker ist recht geschehen«, rief der Major, »meine armen Kinder zu gefährden und zu ängstigen; ich könnte ihm das andere Bein auch noch zerschlagen!«

»Väterchen ...!«, mahnte die Mutter.

»Der höchste hat seinen Übermut bereits bestraft«,

sagte der Prediger sich einmischend.

»Meinen Sie das wirklich?«, rief der Kapitän, als wolle er schnell der Unterhaltung eine andere Wendung geben. »Ich dünkte sogar, ein Marinefähnrich sei keine so mächtige Person, als dass sich unser Herrgott seinetwegen besonders bemühen sollte. Übrigens ist alles natürlich zugegangen.«

Die Frauen im Norden, auch selbst die der höheren Stände, waren damals meistens sehr religiös. Deshalb warf die Majorin dem kecken Sprecher einen stechenden, die jüngeren Damen demselben einen furchtsamen Blick zu. Der Baron biss sich auf die Lippen, der Major und Dalström lachten laut; der Pastor sah strafend auf den Frevler und sprach viel von Sperling auf dem Dach und Haaren auf dem Haupt. Dyk hatte indessen seinen Zweck erreicht, denn das Gespräch nahm eine andere Wendung, die jedoch der Majorin unangenehm zu sein schien.

»Können wir denn dem armen Kranken keine Bequemlichkeit verschaffen?«, fragte sie jenes kreuzend.

»Ich denke, dafür wird der alte Klassen sorgen!«, antwortete Dyk. »Er weiß ja außerdem hier hinlänglich Bescheid und wir alle können Ihnen nicht weiter helfen, denn nach dem Arzt der Brigg ist bereits geschickt worden.«

»Gut denn«, sagte der Major, »will er seine Kur hier durchmachen, wollen wir später für ihn sorgen, obwohl er es nicht verdient hat. Aber Sie kommen aus Stockholm, Kapitän, und erzählen uns nichts von dort. Zwar werden wir weitere Nachrichten durch die

Briefschaften der Jacht erhalten, auch meine Mädchen wissen sicher etwas. Indessen, wenn sie sonst wollten; ich denke, Sie müssen gerade zu einer ereignisreichen Zeit gegangen sein!«

Alles blickte gespannt auf den Kapitän, dessen Stirn sich jedoch verfinsterte, während er seinen Blick auf den Teller senkte, ohne gleich zu antworten.

»Wir wissen leider wenig, teurer Papa«, sagte dagegen Clara, »und was wir gehört haben, ist so wenig angenehm, zu erzählen und zu hören.«

»Das gnädige Fräulein hat recht!«, bestätigte Dyk mit einem tiefen Seufzer. »Übrigens, meine Herren, spreche ich nicht gern über Politik.«

»Ein möglicher Grundsatz«, meinte der Pastor, »es ist ein verhängliches Gebiet!«

»Larifari!«, rief der Major. »Es ist sogar unsere Pflicht, davon zu sprechen. Ein Mann, der sich nicht um die Verwaltung des Staates, dem er angehört, kümmert, verdient nicht, sein Bürger zu sein!«

»Nicht kümmert?«, meinte Dyk. »Das sagte ich nicht, aber ich gehöre nicht zu denen, die man in Staatsangelegenheiten um Rat fragt!«

»Oh«, rief der Major, »also da liegt der Hund begraben; doch dafür sind wir da, der Adel und die Geistlichkeit - auch der Bürger und Bauer hat ja Stimmen!«

Dyk lachte einen Moment laut auf, doch sofort wurde er wieder ernst. Der Baron hatte ihn schon von Anfang dieser Unterhaltung aufmerksam gemustert und betrachtete seine Züge immer gespannter, je mehr sich der Mann zu weigern schien, mit der Spra-

che herauszukommen.

»Was ist denn da zu lachen, Herr?«, rief der Major etwas ärgerlich.

»Nichts – bei Gott!«, sagte Dyk lebhaft, während er seinen Blick forschend über die Züge der Tischgenossen gleiten ließ, »wohl aber ist die Sache zum Weinen, denn was der schwedische Senat und Reichsrat jetzt wieder getan hat, wäre nicht geschehen, wenn der Bürger und Bauern hinlänglich in demselben vertreten gewesen wäre!«

»So ist das Urteil gefällt?«, fragte der Major schnell.

»Gefällt und vollstreckt!«, antwortete Dyk.

»... und vollstreckt!«, wiederholte der Major mit einem Anstrich von Entsetzen. Der Baron Staelswerd war bleich wie eine Leiche geworden. Alles hielt mit der bisherigen Beschäftigung inne.

»Ja, vollstreckt!«, wiederholte Dyk.

»So ist also ein Todesurteil gefällt worden?«, fragte der Major langsam.

»Eins?«, rief der Kapitän mit scharfer Stimme, »sie scheinen die sogenannten schwedischen Patrioten, welche jetzt das Übergewicht im Reichstag und Senat haben, schlecht zu kennen, Herr Major. Eins? Nein, es hat eine unüberlegte Torheit und jugendlichen Leichtsinns durch Todesurteile bestraft, und diese Todesurteile sind vollstreckt worden, nachdem man, als der König von seinem Begnadigungsrecht Gebrauch machen wollte, gedroht, die Untersuchung auch gegen die Königin wegen Landesverrat einzuleiten!«

Man hatte verschiedentlich Ausrufe hören lassen.

»Unmöglich!«, murmelte der Major.

»Ich habe es mir gedacht!«, sagte der Baron, nachdem er mit verhaltenem Atem zugehört hatte.

Es trat eine lange Pause ein. Die Mitteilung des Kapitäns die Gesellschaft erschreckt.

»Haben Sie die Güte, weiter zu erzählen, Herr Kapitän!«, sagte plötzlich der Baron in höchst bescheidenem Ton.

»Ich hätte überhaupt schweigen sollen«, erwiderte Dyk, »doch da ich einmal begonnen hatte, so hilft es weiter nichts. Derselbe strenge Senat und Reichsrat hat den Unteroffizier Schedwin für seine Angeberei zum Leutnant ernannt und ihm eine bedeutende Summe Geld zum Geschenk gemacht; doch gleichsam, als ob die Strafe seiner Tat auf dem Fuß folgen sollte, ist seine Verlobte Braut, die Tochter des Bischofs Benzelius, wahnsinnig geworden!«

»Gottes Hand!«, seufzte der Prediger.

»Mag sein«, erwiderte der Kapitän, »obwohl der Mensch, nach gewöhnlichen Begriffen, nur seine Schuldigkeit tat, als er ein zufällig entdecktes Komplott angab.«

»Wer sind denn die Unglücklichen?«, fragte der Major mit einem Seufzer.

Dyk schwieg.

»Haben sie etwa der Exekution beigewohnt, Herr Kapitän?«, fragte der Baron.

»Beiden – ja!«, antwortete Dyk, »denn es gab das grässliche Schauspiel zweimal.«

»Wie starben die Verurteilten?«, fragte derselbe wei-

ter.

»Herr Baron ...!«, sagte der Kapitän, wie warnend.

»Mein Herr, was sie mir und uns jetzt nicht sagen wollen, erfahren wir nach kurzer Zeit aus Briefen!«, erwiderte der Baron.« Nur, ich hätte Anspruch auf Schonung. Sie sehen, dass ich derselben so wenig bedarf, wie ich sie wünsche!«

»Sie wollen es!«, sagte Dyk unruhig, »am 23. Juli sind der Graf Brahe, die Leutnants Baron Horn und Baron Staelswerd und der Unteroffizier Puke enthauptet worden; am 26. geschah dasselbe den Unteroffizieren Mozelius, Christiernue, Eskolin und dem Läufer der Königin Ernst. Meine Herren, ist das eine Gesellschaft, die Verfassung Schwedens umzuwerfen? Aber doch, denn diese Verfassung taugt nichts! Verzeihen Sie, wenn Sie anderer Meinung sind«

Der Kapitän hatte den vorletzten Satz mit so erhobener Stimme gesprochen, dass fast alle auffuhren. Der Major hustete hinterher und der Baron betrachtete den Sprecher mit leuchtenden, offenbar wohlgefälligen Blicken.

»Und wie starb mein Bruder?«, fragte er plötzlich.

»Wie ein Offizier in seiner Lage sterben muss«, antwortete Dyk, »wie alle diese armen Soldaten starben, mit Ausnahme des Oberst, den seine Frau weich gestimmt hatte. Dagegen starb der Diener der Königin wie ein Feigling – doch, meine Herrschaften, jetzt genug davon!«

»Sie haben recht!«, sagte Staelswerd, indem er sich erhob und seine Hand den Kapitän hinreichte. »Ich

danke Ihnen, Sie sind ein braver Mann!«

Dyk begnügte sich, diese Regel durch einen Händedruck und eine Verbeugung zu erwidern, der Major hustete wieder vor und machte sich emsig auf den Teller zu tun, denn, wenn er Dyk erst lieb gewonnen hatte, so gefiel ihm derselbe nun sicher wegen seiner Gesinnung weniger. Bei alledem war zu erkennen, dass er dem Mann wider seinen Willen in seinen Ansichten beipflichten musste; aber gerade dies ärgerte ihn am meisten.

Wer wüsste, ob überhaupt eine Unterhaltung in Gang gekommen wäre, wenn nicht Veranlassung von außen dazu geboten wurde, die so erwünscht wie rechtzeitig kam; nämlich die Meldung eines Dieners, das Klassen vorgelassen zu werden wünsche.

VII. Die Order

Klassen hatte, als er nach erteilter Erlaubnis eintrat, seinen Kopf noch verbunden. In seinen Händen befanden sich verschiedene Briefschaften. Der Baron gab ihm einen Wink, sich nicht an seine Vorgesetztschaft zu kehren, und Klassen wendete sich an den Major.

»Was macht der Fähnrich?«, rief dieser, über die Erscheinung des alten Knaben froh, »ist für ihn gesorgt?«

»Ja, gnädiger Herr,« entgegnete der Hochbootsmann, »er ist verbunden und der Arzt noch bei ihm. Der Bruch soll zu den gefährlicheren gehören.«

»Bedaure und auch Euch, Klassen,« sagte der Major, »aber das kommt davon, wenn man unerfahrenen jungen Leuten Kommandos anvertraut. Zu meiner Zeit war das nicht Sitte. Kommt, trinkt ein Glas Wein, Klassen.«

»Euer Gnaden Wohl!«, sagte Klassen, das angebotene Glas nehmend. »Es war viel Unglück dabei, ich hoffe, man wird uns nicht zu sehr angeklagt haben.«

Der alte Mann blickte bei diesen Worten schüchtern sowohl auf den Baron als auch auf Dyk.

»Hier hat niemand geklagt,« sagte der Letztere schnell, »sondern wir alle haben nur bedauert, namentlich Euch, Hochbootsmann.«

»Danke allerseits!«, erwiderte der Alte mit ganz vergnüglichem Gesicht, »wider Wetter kann niemand, gnädiger Herr Baron, gegen Unglück noch viel weniger. Es trifft aber doppelt, wenn es den Menschen am Anfang seiner Laufbahn trifft!«

»Ich verstehe,« sagte Staelswerd, »doch ich bin nicht der Richter des jungen Herrn und werde wahrlich nicht zum Ankläger werden, nachdem jener Herr so edelmütig verziehen hat. Seht zu, wie Ihr Euch vor der Admiralität herauswindet.«

Klassen verbeugte sich mit unverkennbaren Zeichen von Hochachtung vor dem Kapitän und reichte dann einen Teil seiner Papiere dem Major hin.

»Ihre Briefschaften, gnädiger Herr,« sagte er. »Herr

Baron, ich habe die Buger Post abgesandt und den Postmeister bitten lassen, für Weiterschaffung der Stralsunder und der Frachtstücke recht bald zu sorgen, doch was ich mit der Kiste für den General und der Depeschentasche anfangen soll, weiß ich nicht. Vielleicht bestimmen Euer Gnaden darüber, hier ist auch noch eine Order für die *Aurora*.«

»Falls man mir jene noch einmal anvertrauen will,« sagte Dyk schnell, zu dem Baron gewendet, »bin ich bereit, sie nach Stralsund mitzunehmen und dort abzuliefern. Ich gehe morgen mit Tagesanbruch jedenfalls binnen.«

Staelswerd war bereits mit dem Entsiegeln der an ihn gerichteten Depesche beschäftigt, während Dyk sprach. Er hob seinen Kopf zu demselben auf und sah ihm länger prüfend ins Gesicht.

»Ich werde selbst ein Boot absenden,« sagte er endlich langsam, »Sie würden eine zu große Verantwortlichkeit auf sich laden, mein Herr, und das ohne Grund dazu oder Gewinn dafür.«

Dyk verbeugte sich lächelnd, und der Baron begann seine Order zu lesen, stieß jedoch bald einen Ausruf hervor und sprang von seinem Platz auf. Aller Augen richteten sich auf ihn.

»Meine Herrschasten – Dalström!«, rief der Baron, »wir müssen sofort aufbrechen, unsere Untätigkeit hat ein Ende, damit Sie aber diese sonst unzeitige Entfernung entschuldigen, hören Sie den Inhalt der Order – die Veröffentlichung derselben kann hier nichts schaden. Die Brigg *Aurora*, als erstes abkömmlich von

ihrer Position, hat dieselbe angesichts dieses sofort zu verlassen, um in kürzester Zeit die Höhe zwischen Riga und Memel zu gewinnen, dort zwei Tage zu kreuzen, um auf das unten näher bezeichnete Schiff zu achten. Wird sie desselben nicht ansichtig, so geht sie bis zur Höhe der Alandsinseln hinauf und sucht nach einer Spur desselben, bis sie solche gefunden hat. Alsdann ist ihre Aufgabe, dasselbe zu verfolgen und zu nehmen. Es ist jenes Schiff eine Brigg, *Spitze* genannt, von Stockholm auf Riga beladen und klariert und soll das Fahrzeug des berühmten Freibeuters Peter Jacobson sein, welcher gewissen Nachrichten zufolge durch den Sund passiert ist und sich sogar zwei Wochen in Stockholm aufgehalten hat. Die Papiere des Freibeuters lauten auf den Namen Lund und soll derselbe ein kolossal großer, unförmlich dicker Mensch sein. Die Brigg ist besonders daran erkennbar, dass sie nur eine halbe Vorderstenge führt!«

Kapitän Dyk hatte wie alle mit gespannter Aufmerksamkeit der Verlesung der Order zugehört, doch sehr bald ging seine Aufmerksamkeit in ein Stutzen über. Er schrak leicht zusammen, als der Name Peter Jacobson ausgesprochen wurde. Ein scheuer Blick, den er sofort um sich warf, ließ ihn erkennen, dass jene Bewegung nicht unbemerkt vorübergegangen sei.

»Ah!«, rief er schnell, als der Baron geendet hatte, »ein solcher Bursche hat mich zwei Tage lang begleitet. Da bin ich also wohl nur durch einen Glückszufall seinen Klauen entronnen!«

»Gut möglich!«, sagte der Baron. »Dalström, eilen

Sie, der Brigg ein Signal zu geben, ich folge ihnen gleich. Meine Herrschaften!«

»Aber die Kiste und die Depeschen!«, rief Klassen ängstlich.

»Richtig!«, erwiderte der Baron, sich nach Dyk umwendend. »Nun, Herr Kapitän, werde ich Ihr Anerbieten allerdings annehmen müssen!«

»Ich bin bereit!«, erwiderte der Kapitän sich verbeugend, wobei ihm alles Blut in das Gesicht schoss.

»Leben Sie wohl, Herr - Ihr untertänigster Diener! Meine Herrschaften!«, rief Dalström, reichte dem Kapitän die Hand, verbeugte sich gegen die Übrigen und eilte hinaus.

Mit etwas mehr Umständen und Worten empfahl sich nun auch der Baron. Der Hausherr bedauerte, seiner Gesellschaft beraubt zu werden, der Baron bedauerte, die Schwestern nur gesehen zu haben, ohne ihre nähere Bekanntschaft machen zu dürfen, doch man lud zu neuen Besuchen ein, versprach wiederzukommen, kurz, man machte viel Wesen, bis endlich der Baron auch Dyk die Hand reichte.

»Ich hoffe, wir werden uns einst wieder begegnen!«, sagte dabei der Baron. »Einstweilen meinen Dank für Ihre Gefälligkeit. Verzeihen Sie mein kurzes Misstrauen gegen Sie. Es gehört zu den Artikeln eines Schiffskommandanten, der Baron Staelswerd weiß davon nichts!«

»Sehr gütig, Herr Baron!«, antwortete der Kapitän mit etwas spöttischem Lächeln; »es wird mich stets freuen, Sie wiederzusehen. Ich weiß jenes Misstrauen

wie auch das mir bewiesene Vertrauen nach Gebühr zu schätzen!«

Noch eine Verbeugung für alle, die alle erwiderten; und dann eilte auch der Baron, von dem Major zum Haus hinaus begleitet, davon. So wie sich die Tür hinter dem Baron geschlossen hatte, seufzte Dyk, als wolle er dadurch seiner gepressten Brust Erleichterung verschaffen, wendete sich aber sofort an den Prediger.

»Seit wann war der Kapitän auf der Station?«, fragte er denselben.

»Seit zwei Monaten!«, lautete die Antwort.

Eine halbe Stunde später war die Brigg bereits hinter Arkona verschwunden.

VIII. Im Wrack

Es herrschte meistens bei verschiedenen handeltreibenden Völkern der Brauch, dass mit der Verwandlung des Schiffes in ein unbenutzbares Wrack, die *Heuer* der Mannschaft und natürlich auch deren Pflichten, also eigentlich der zwischen Reedern und Bemannung geschlossene Vertrag aufhörte.

Ob dieser Brauch wirklich, was er wohl eigentlich bezweckte, zum Vorteil der Eigentümer des Schiffes gereichte oder das Gegenteil für dieselben hervorbrachte, dürfte schwer zu entscheiden sein.

Ausgenommen war meistens von diesem Brauch der Kapitän, mitunter auch die Steuerleute. Es erklärt

sich, dass diese zu retten versuchten, was sich retten ließ. Häufig unterstützte sie dabei die übrige Mannschaft, häufig nicht.

Selbstredend konnte von einem solchem Gebrauch bei dem Volk der Kriegsschiffe keine Rede sein; sie blieben verpachtet und in Sold. Sie mussten daher auch Ordre parieren, solange es einen Offizier gab, der ihnen Befehle erteilen konnte.

Wie damals diese Angelegenheit hinsichtlich der -schwedischen Postjacht aufgefasst worden war, ist nicht recht zu erkennen. Tatsache ist jedoch, dass die Matrosen, welche die Posteffekten zum Bug brachten, nicht wieder zurückkehrten, sodass Wardow, Klassen und ein Junge sich allein auf dem Wrack befanden.

Wardow lag mit seinem zerbrochenen Bein in der Kommandeurskajüte, einem Gemach, welches zweien erlaubte, sich zu drehen, für drei Personen eine solche Bewegung jedoch beschwerlich machte.

Der junge übermütige Mann war zuerst nach seinem Unfall kaum wiederzuerkennen; Schreck, Schmerz und vielleicht auch ein guter Teil schlimmes Bewusstsein hatten ihn so niedergedrückt, dass er, wenn er nicht wimmerte, meistens ganz still lag.

Indessen wies sein Leichtsinn bald die Sorge um die bösen Folgen seiner unüberlegten Handlung von sich. Die vom Kapitän Dyk verordnete Anwendung des kalten Wassers linderte den Schmerz und der Schreck verlor sich von selbst.

Freilich bildete die nach Ankunft des Arztes erfolgende Anlegung von Schienen und eines Verbandes

um das verletzte Glied noch ein böses Fegefeuer für den Kranken, doch seine Jugendkraft ließ auch dies glücklich überwinden. Als ihn der Arzt verließ, befand er sich den Umständen nach ganz leidlich.

Klaffens Nächstes war, seine Depeschen und Karten, wie es der Baron Staelswerd angeordnet hatte, wieder an Bord des *Merkur* zu schaffen. Dann erst trat er zu einem längeren Aufenthalt in die Kajüte.

Der alte Hochbootmann tat dies mit möglichster Vermeidung von Geräusch und setzte sich still auf den Rand seiner Koje, wo seine Gefühle zunächst in einem schweren Seufzer Ausdruck fanden.

Wardow schob auf dieses Lebenszeichen des Alten den Kojenvorhang zurück und zeigte sein zwar bleiches, doch nicht mehr verzerrtes Antlitz.

»Also, so weit wären wir, alter Klassen?«, sagte er mit einem unverkennbaren Anflug von Humor, »das heißt, auf dem Trockenen!«

»Ja, so weit wären wir!«, meinte Klassen mürrisch, »und dass wir über kurz oder lang noch fester sitzen werden, ist eine ausgemachte Sache.«

Einige Sekunden hindurch zeigte sich ein nachdenklicher Zug im Antlitz des jungen Mannes, doch bald verschwand derselbe wieder. Wardow schien zu fühlen, dass er dem Alten etwas Tröstliches sagen müsse.

»Wie geht es mit Eurem Kopf, Klassen?«, fragte er deshalb.

»Oh, mein Kopf!«, brummte der Hochbootmann. »Der behauptet schon seinen Platz. Eine Schmarre tut ihm so leicht nichts, doch Ihr Bein, Junker, hat er es so

leidlich zusammengesplisst?«

»Ich denke ja!«, meinte Wardow, »der Chirurg verspricht mir, dass ich aufstehen kann, wenn ich sechs Wochen oder noch besser acht auf derselben Stelle liegen bleibe – wenn ich nur wüsste, weshalb der Mensch so plötzlich davonrannte.«

»Ach ja!«, sagte Klassen den Kopf hebend, »ich vergaß meinen Rapport zu machen, Junker!«

»Rapport oder nicht Rapport!«, erwiderte der Fähnrich, »ich möchte indessen wohl wissen, was alles geschehen ist, seit ich unten gelegen und namentlich hier an Land habe. Ein gewisser Jemand wird uns wohl recht schlimm abgemalt haben.«

»Nein, Junker!«, antwortete Klassen sehr erregt, »ich sagte auf See bereits, der Mann sähe nicht aus, als sei mit ihm zu scherzen und ich hatte recht. Jetzt meine ich, dass der Kapitän Dyk ein ganzer Kerl ist und glaube auch recht zu haben, denn wenn Sie nicht degradiert werden und ich nicht fortgejagt, so haben wir uns dafür bei ihm zu bedanken.«

Wardow brummte ärgerlich etwas vor sich hin. »Wundert mich!«, sagte er dann mürrisch, »ist mir gleich, was ein solcher Mensch von mir sagt.«

Der alte Hochbootmann gab seinem Kopf einen gewaltigen Ruck und in seinen Augen blitzte etwas wie Unwille.

»Sagen Sie das nicht!«, brummte er, »denn soviel ich bemerkte, gaben alle hier herum viel auf den Mann, den Baron Staelswerd nicht ausgenommen.«

»Unseren Unfall kennt wohl schon das ganze

Land?«, fragte Wardow ausweichend.

»Gewiss!«, sagte der Alte.

»Und die Jacht ist verloren?«

»Ich meine ja!

»Aber wie war es möglich, Klassen, sie noch bis hierher zu bringen?«

»Ich will Ihnen sagen, Junker«, antwortete der Hochbootsmann ernst, »es gibt eine Art Seeleute, die man Seeteufel nennen möchte. Zu der Sorte gehört dieser Dyk. Dass er uns ins Schlepptau nahm, will nicht viel heißen, aber wie er uns hier auf den Sand legte und doch ganz stolz zum Hafen ging, das musste man sehen, um es zu glauben! Denn wir liegen noch da fest und sicher und ich habe wie der Kommandeur der Brigg es angeordnet, die Päckchen und die Rügensche Tasche zum Posthaus geschickt, die Depeschen, die Kiste und die Stralsunder Brieftasche wird Kapitän Dyk mitnehmen, der vermutlich in diesem Augenblick wieder unter Segel geht!«

»Was Teufel, weshalb der«, rief der Fähnrich, »konnte das die Brigg nicht besorgen?«

»Es sollte allerdings auch erst so sein«, antwortete Klassen, »doch die Ordre für Staelswerd wies ihn an, sofort zur Verfolgung eines Piraten in See zu gehen, darum ist auch ihr Chirurg so eilig gewesen!«

»Zur Verfolgung eines Piraten in See zu gehen!«, wiederholte Wardow nachdenklich, »wie gern wäre ich mitgegangen.«

»Glaube schon«, brummte der Hochbootsmann.

»Doch sagt mir, Alter«, fuhr jener fort, »wie war der

Empfang der Damen an Land?«

»Nun, wie er nicht anders sein konnte!«, antwortete Klassen, »und natürlich war der Kapitän der Mensch, den man ihren Retter nannte, der auf Grieben mit zu Tisch gesessen hatte, wie sonst wohl ein gewisser Schiffsfähnrich, wenn wir keine dummen Streiche gemacht hätten.«

»Verflucht!«, rief Wardow, indem er die Zähne hinterher zusammenbiss, dann aber fortfuhr, »und der Major, was denkt er von der Sache?«

»Kann es nicht genau sagen«, erwiderte Klassen, »ich weiß nur, dass der Kapitän uns nicht bei dem Baron verklagt und auch nicht in Stralsund verklagen wird, was der Major billigte. Im Übrigen wegen Stralsund, ich werde doch wohl morgen hin müssen, um den vollständigen Bericht zu machen.«

Wardow antwortete nicht auf diese Bemerkung seines Untergebenen. Seine Gedanken drehten sich offenbar um andere Dinge, wie die weiteren Folgen seines Übermuts, und wenn man bedenkt, welchen Wert die gastliche Aufnahme in einem bedeutenden Haus für einen Schiffsfähnrich haben musste, so ist jenes leicht begreiflich.

Doch war der brave Junker weit davon entfernt, Reue zu empfinden. Ehrgeizig wie er war, betrachtete er die ganze Angelegenheit von einer Seite, die ihn rechtfertigte, dagegen aber der vermeintlichen Renitenz des Kapitän Dyk die Schuld an dem eingetretenen Unglück zur Last legen musste.

Da er in seinem aufsteigenden Ärger schwieg, so

schwieg auch Klassen, vielleicht enig mit sich, dass er bei seinen nächsten Schritten auch der Zustimmung des Fähnrichs gar nicht bedürfe, bis ein Geräusch und Stimmen auf dem Verdeck beide zugleich aufhorchen ließen.

Ehe jedoch noch einer von ihnen eine Meinung über diese Anzeichen, dass Fremde das Schiff betreten, abgeben konnte, erschien bereits der erwähnte Junge in der Kajüttür.

»Nun was gibt es, Peiter?« fragte Klassen gespannt.

Peiter war so schwarz und schmutzig, wie eben nur ein Schiffsjunge sein kann und stotterte vor seinen gestrengen Herren etwas hervor, woraus mit einiger Mühe zu verstehen war, dass vornehmer Besuch, Herren und Damen, in einem Boot gekommen waren und auf dem Deck seien.

Wer diese Fremden waren, konnte so wenig dem Fähnrich wie dem Hochbootsmann zweifelhaft sein; nur dass man sobald erschien, kam beiden, wenn auch aus verschiedenen Gründen etwas unerwartet.

»Verdammt!«, murmelte Wardow »und ich in dieser Lage!«

»Große Ehre für uns!«, meinte dagegen Klassen und schickte sich an, zum Empfange der Gäste hinauszugehen.

»Gnädiger Herr – Herr Major!«. stotterte er auf das Verdeck tretend.

Es war der Major von der Grieben nebst Gattin und Töchtern, begleitet von dem Pastor Huldreich, welche kamen, sich nach dem Kranken zu erkundigen.

Die Tafel war nämlich nach der Abfahrt der Brigg sehr bald aufgehoben worden und nächst dem hatte sich auch Kapitän Dyk verabschiedet.

Bei dieser Gelegenheit hatte der Major von der Grieben seine keimende Abneigung gegen den jungen Mann unterdrückt, ihm nochmals herzlich für die Rettung seiner Töchter gedankt und den Wunsch ausgesprochen, ihn recht bald und auf länger bei sich zu sehen.

Dyk hatte wieder versucht, seinen alten Humor zu zeigen, die Einladung angenommen und ihr bald nachzukommen versprochen.

Frau von der Grieben hatte die Gelegenheit wahrgenommen, dem jungen Kapitän noch einige Andeutungen zu machen, dass ihn nicht allein Menschlichkeit, sondern auch Frömmigkeit ehren werde und Dyk diese Mahnung schweigend gelten lassen.

Der Prediger versuchte dabei die Dame nach Möglichkeit zu unterstützen, war jedoch nicht so glücklich wie jene, sondern erhielt als Anerkennung nur ein paar Blicke, die ihm gelindes Grauen erregten.

Verschieden von diesen zum Teil leeren Abschiedsformeln war jedoch die Trennung zwischen dem Kapitän und den Schwestern.

Zum Dank verpflichtet, sprachen beide solchen in herzlicher Weise aus, doch lag sowohl in dem Wesen als auch in den Worten Claras noch etwas, woraus hervorging, dass Dyk einen tieferen Eindruck auf sie gemacht habe.

Dyk schien erst mit zwanglosen Manieren über die-

se leicht erkennbaren Zeichen hinweggehen zu wollen, doch plötzlich wurde er ernst und ergriff lebhaft Claras Hand.

»Mein Fräulein!«, sagte er fast leidenschaftlich heftig, »Krieg und Kriegsgeschrei erfüllt die Welt; im Krieg kann sich nicht jeder in dem ihm eigentümlichen Charakter zeigen, selbst wenn er auch wollte. Ich hoffe zwar, Sie wiederzusehen, doch sollte es nicht der Fall sein, so versprechen Sie mir ein Andenken zu bewahren, welches mir Gerechtigkeit widerfahren lässt, nämlich, dass mich die Umstände zu dem machen mussten, was ich vielleicht werden könnte!«

»Ich verstehe Sie nicht, Kapitän!«, erwiderte Clara fast erschreckt, »doch meine gute Meinung über Sie dürfte wohl so leicht nichts ändern!«

Sophie blickte dagegen den Mann einen Moment mit großen Augen an, lachte dann laut und klatschte in die Hände. Die beiden andern erröteten.

Indessen gab diese Weise des unschuldigen Kindes die Erklärung des Kapitäns zu deuten, vielleicht die beste Gelegenheit, über den Moment hinwegzukommen. Sowohl Dyk als auch Clara fassten sich schnell und jener machte eine letzte Verbeugung, um hier nach schnell das Haus zu verlassen.

Nach dem Abgang Dyks kam die Rede wieder auf die letzten Vorgänge der Reise sowie auf das Geschick der Jacht und ihres jungen Führers.

»Nach ihm zu sehen, ist bei alledem Menschenpflicht!«, äußerte dabei der Major. Da überdies auf den etwas unruhigen Tag ein schöner Abend zu fol-

gen versprach, so beschloss man einen Spaziergang zum Wrack zu machen.

Da der Weg zu dem Ort, wo jenes lag, über den Backenberg führte, so sah man bei dieser Gelegenheit noch den Schoner absegeln, der, sobald die Gesellschaft auf dem Berg erschien, ihr zu Ehren flaggte.

Nach kurzem Aufenthalt stieg man hiernach zum Strand hinab und fuhr an das Wrack der Jacht.

»Ganz vortrefflich gewirtschaftet!«, unterbrach hier der Major den alten Klassen, »bei Gott, es kostet dem Land ein gutes Schiff und ich dürfte Euer Richter nicht sein, Hochbootsmann! Doch was macht der Junker?«

»Es geht noch gut genug!«, antwortete Klassen.

»So können wir ihn sehen?«, fragte der Major.

»Ich denke wohl, gnädiger Herr!«

Klassen voran, schritten nun alle zu der Kajütdecke der Schanze und die Treppe hinab; doch der beengte Raum verhinderte, dass die Kajüte von der ganzen Gesellschaft betreten werden konnte. In dieselbe gingen daher nur die Männer, während die Damen auf dem Kaiütgang blieben. Als Wardow den Major erkannte, versuchte er sich aufzurichten.

Der Herr von der Grieben verhinderte dies durch Wort und Hand, sprach sein Bedauern über den Unfall im Allgemeinen und den des Junkers im Besonderen aus und versprach alles nur Mögliche beizutragen, die Lage des Kranken erträglich zu machen.

Obwohl ein alter Soldat und als solcher etwas geradezu, war Grieben doch auch wieder zu viel vornehmer Herr, um nun auch nur im Geringsten seine wahr-

ren Gedanken über die Handlungsweise des Fähnrichs auszusprechen.

Wardow dankte in gewählten Worten und sprach seine Freude aus, dass das Abenteuer wenigstens nur für ihn nachteilig ausgefallen und niemand sonst erheblich verletzt worden sei.

Nach diesen vorläufigen formellen Redensarten, denen auch der Prediger einiges hinzufügte, sah sich der Major den Aufenthalt des Kranken näher an.

»Warum hat man Sie nicht in die große Kajüte gebracht?« fragte er.

»Diese hatten zu jener Zeit noch die Damen in Besitz!«, antwortete der Fähnrich »es wäre unschicklich gewesen ...!«

»Bei solchen Gelegenheiten ist die Beachtung der Notwendigkeit das Schicklichste!«, unterbrach ihn der Major »doch ob große oder kleine Kajüte, hier können Sie überhaupt nicht bleiben, Junker. Sie werden mir deshalb erlauben, Sie noch heute nach Grieben bringen zu lassen!«

Wardow wollte versuchen, dies abzulehnen, doch war es ihm wohl schwerlich Ernst damit, und wenn auch, so wäre dies doch bei dem ausgesprochenen Willen des Majors gleichgültig gewesen. Grieben gab bereits dem alten Bootsmann seine Weisungen.

Nachdem noch alle dem jungen Manne ihr Bedauern ausgesprochen hatten, verließ die Gesellschaft das Wrack wieder. Der Major mit dem Bedeuten, Leute zum Transport des Kranken zu senden und Klassen, der jenen das Geleit gegeben hatte, trat wieder in die

Kajüte.

Er fand dort den Fähnrich in keiner geringen Aufregung.

»Klassen!«, rief derselbe, »beim Himmel, das ist eine gute Wendung. Auf diese Weise ist mein Beinbruch kein zu hoher Preis, und mag auch noch sonst kommen, was da will – wie werde ich nur aus dem Loch kommen.«

Der Hochbootsmann zuckte mit den Schultern, ihm war natürlich unklar, was der junge Mann gerne so teuer bezahlen wollte, aber er dachte nach, wie jener am leichtesten auf das Verdeck und von dort weiter an Land geschafft werden könne.

Dies war unter den obwaltenden Umständen eben nicht schwer. Da das Schiff doch vollständig wrack war, so konnte man, ohne viel zu verderben, die Raumwand wegschlagen, um den Kranken in seine Koje unter die große Lücke zu bringen.

Klassen machte sich sofort an die Arbeit und war schon ziemlich vorgeschritten, als die von dem Major von der Grieben gesendeten Arbeiter eintrafen.

Noch vor Dunkelwerden war der Fähnrich ohne im Geringsten belästigt zu sein, auf dem Deck, wurde von diesem hinabgelassen und von den Leuten durch das ruhige Strandwasser auf das Land befördert; von hier aber über die Insel nach Grieben transportiert, wo man ein Zimmer hergerichtet hatte.

Als der alte Klassen den jungen Herrn auf diese Weise in Sicherheit gebracht hatte, kehrte er wieder zu dem Rest seiner guten *Ulrike* zurück, um dort eine

gramvolle Nacht zu verbringen, denn erst jetzt machte sich die Trauer über das Schiff, welches so viele Jahre von ihm geführt worden war, besonders geltend.

Indessen widmete der alte Bursche nicht ganz seinem Harm alle Zeit, sondern fasste, während er sich schlaflos in der Kojе umherwälzte, auch seinen Entschluss.

Schon am frühen Morgen erhob er sich infolgedessen, warf sich in seine Staatsuniform, verzehrte das ihm von dem Jungen bereitete frugale Frühstück, übergab demselben das Schiff und schritt später davon nach Grieben zu.

In Grieben war es an diesem Tag erst spät Morgen, denn Eltern und Kinder waren noch lange auf gewesen, um sich Mitteilungen zu machen.

Klassen gelangte deshalb unbemerkt zu dem Kranken, den er sehr munter, besonders, aber zufrieden fand.

»Ich freue mich darüber, Junker!«, sagte er in seiner einfachen Weise, »doch ich werde nun nach Stralsund hinüber fahren. Haben Sie mir noch besondere Aufträge zu geben?«

»Eigentlich nicht – und dennoch«, meinte Wardow, »schade, dass ich kein Schreibzeug habe.«

»Was wollten Sie schreiben, Herr?«, rief der Alte, wie es schien beleidigt, »ich meine, alles schon gehörig mündlich ausrichten zu können.«

»Das wohl!«, entgegnete der Fähnrich, »doch dieser Dyk spukt mir im Kopf umher – es ist nicht richtig mit ihm.«

Klassen sah den jungen Mann längere Zeit bedenklich an.

»Junker!«, meinte er dann langsam, »reizen wir den Mann nicht weiter, um Gottes Willen nicht. Schenkt er uns die dummen Streiche, so nehmen wir sie eben geschenkt. Ich will nichts weiter sagen.«

»Klassen«, sagte Wardow mit wichtiger Miene, »ich täusche mich diesmal nicht; aber es mag darum sein. Geht, und wenn sie Euch nicht gleich in ein recht festes *Dock* legen, so lasst bald von Euch hören.«

»Soll geschehen«, sagte der alte Hochbootmann, schüttelte die ihm dargebotene Hand und verließ brummend das Zimmer, um seine Reise anzutreten.

IX. Eine Ahnung

Der Abend senkte sich herab.

Der Schoner war von einem flauen Hauch, der jedoch zuletzt fast schwieg, langsam südwärts geschoben und hatte unter mäßiger Segellast um die gedachte Zeit den Gellen erreicht.

Im ganzen Schiff herrschte tiefes Schweigen, die Mannschaft erwartete auf diese Weise die Befehle des alten Lotsen Nehls, der am Steuerrad stand, aber vorläufig keine Befehle zu erteilen hatte; auf der Schanze spazierten Dyk und van Swieten leise auf und ab.

Während aber der Lotse auf seine Landmarken achtete, musterten auch sie die Küsten zu beiden Seiten

oder horchten auf die Laute, welche von dort herüberdrangen.

»Hier meine ich«, sagte plötzlich Dyk zu dem Lotsen, »hier wird die Brigg sonst wohl geankert haben?«

»Wohl Herr,« antwortete Nehls, »und hier werden auch wir die Nacht ankern. Meine Marken werden neblig und der Wind tut es nicht - Anker klar!«

Dieses Kommando galt der Mannschaft, die sich beeilte, demselben nachzukommen, und Nehls ließ das Schiff noch eine leichte Wendung machen. Ein Klatsch, ein leichtes Surren und der Schoner schwenkte mit dem Spiegel nach Süd herum, die Segel wurden mit den Geitauen aufgehoben, der *Merkur* lag vor Anker.

»So, Ihr Herren«, sagte Nehls den Hut lüftend, »Schiss vor Anker, kümmert meiner Verantwortung nichts; sprechen wir morgen weiter davon.«

»Gut, mein Alter!«, erwiderte Kapitän Dyk, »ich denke indessen, man wird auch für Euch zum Abendessen pfeifen, und zwar in der Kajüte, wenn es sonst gefällig ist.«

»Große Ehre für meine geringe Person«, entgegnete der Lotse mit einer linkischen Verbeugung, »bedanke mich bestens.«

»So kommt.«

Der Kapitän hatte dabei den Arm des Lotsen ergriffen und führte ihn über das Schanzdeck zu dem Kajüthäuschen. Beide stiegen die Treppe hinab und nach einem Rundblick über Land, Meer und Schiff folgte auch van Swieten.

Keine Viertelstunde später saßen die drei Männer um den Hängetisch der Kajüte, welcher heute nicht schaukelte. Sowohl der Kapitän als auch der Steuermann nötigten den Lotsen, tapfer zuzulangen.

»Kehrt Euch dabei nicht an mich«, sagte Dyk, der wenig nahm, »Ihr wisst ja, ich habe erst spät bei Eurem Major getafelt und das gut, wie ich hinzufügen muss. Ein braver Herr, sollt ich meinen.«

»Das ist er«, bekräftigte der Lotse, »es gibt keinen Besseren.«

»Auch der Herr Pastor, sollt ich denken«, fuhr Dyk fort.

»Nu«, brummte Nehls, »ich will nicht das Gegenteil behaupten, tut aber so vornehm, wie alle Loyalen.«

Kapitän Dyk und Steuermann Swieten hoben den Kopf ziemlich schnell und warfen sich einen aus Überraschung und Einverständnis gemischten Blick zu.

»Seid Ihr denn kein Loyaler?«, fragte Swieten.

»Wüsste nicht, weshalb«, entgegnete der Lotse kühl.

»Was seid Ihr denn?«, warf Dyk ein.

»Lotse, nichts als Lotse«, erwiderte der alte Nehls mit Nachdruck.

Es war unverkennbar, das die beiden Seeleute sich nach dieser Äußerung des alten Burschen vollkommen getäuscht fühlten. Er plauderte offenbar nur etwas nach, ohne Sinn dafür oder Verständnis davon zu haben, was sich schon bei seiner nächsten Antwort zeigte.

»Was denkt Ihr Euch denn unter einem Loyalen?«,

fragte nämlich Dyk.

»Einen vornehmen Herrn«, antwortete der Lotse so gleichmütig wie vorhin.

Dyk ließ die Unterhaltung über dies Thema fallen, man sprach einige Zeit über die Vorfälle des Tages.

Hiervon kam man auf den Wert und die Beschaffenheit des Schoners zu sprechen, der überhaupt den Beifall des Lotsen hatte, weil er sich so gut steuern lasse.

Nehls sprach demnächst seine Meinung aus, dass das Schiff in einem preußischen Hafen erbaut sei, was ihm von Dyk unter der nötigen Erklärung, wie es in seinen Besitz gekommen war, zugestanden wurde.

»Habt aber doch ein gutes Auge, Lotse!«, fügte der Kapitän noch hinzu.

»Will's meinen!«, antwortete Nehls, »kenne auch Euch, Herr!«

»Wirklich?«, fragte der Kapitän aufmerksam.

»Ja, ja!«, antwortete der Lotse, sich den Mund wischend, »ich irre mich nicht und wenn ich sage, ich kenne auch Euch, so will dies so viel heißen, als ich habe Euren Vater gekannt, der nun, wenn er noch lebt, mit mir in einem Alter sein musste; nur der Name will nicht passen, doch vielleicht hatte er sich einen anderen gegeben und Ihr führt die rechte Flagge. Er war in einer Lage, die so etwas wohl glaublich macht, doch Ihr seht ihm ähnlich wie ein Ei dem anderen!«

»Dennoch dürftet Ihr Euch irren!«, sagte Dyk langsam, »mein Vater ist schon lange tot!«

»Tut mir leid Euretwegen!«, erwiderte der Lotse,

»und auch so etwas, meinetwegen, war dem Mann gut; übrigens, wenn Ihr's erlaubt, will ich Euch erzählen, wie ich mit ihm zusammengekommen bin und dann mögt Ihr das Eure davon nehmen!«

Der Kapitän gab sich den Schein, als sei ihm das Geplauder des Mannes gleichgültig, doch gelang ihm dies nicht besonders und wenigstens erkannte Swieten, dass ihn die Erzählung des Lotsen in bedeutendem Grad berührte.

»Erzählt nur!«, sagte Dyk, ein gefülltes Glas nehmend, »aber vergesst nicht dabei zu trinken. Es wird Euch besser an den Wind gehen lassen, schenkt ein Swieten!«

»Seid sehr gütig!«, brummte der Alte sein Glas langsam leerend und sich zurecht setzend.

»Wir schrieben damals!«, begann er, »Anno 18... und war eine teufelmäßig schlechte Zeit. Der an die zwanzig Jahre dauernde Krieg hatte alles arm gemacht, Handel und Wandel lag darnieder, gab keinen Verdienst und schließlich starb auch noch unser großer König!«

Nehls faltete einen Augenblick andächtig seine Hände und der Kapitän nickte, während seine Augen leuchteten, mit dem Kopf.

»Nun!«, fuhr der Lotse fort, »ich befand mich in jenem Winter in Stockholm, lag brach und hatte keine Aussicht, vor dem Frühjahr heimzukommen. Wir junges Volk trieben uns viel in der Stadt umher und so sah ich denn manches, was ich sonst nicht kennen gelernt hatte. Doch das gehört hier eigentlich nicht her,

aber sie machten damals einem Großen, ich glaube einem Minister den Prozess, weil er das Land verraten, das Volk betrogen, viele meinten, gar den König ermordet hätte!«

Dyk war mit jedem Wort der letzten Rede des Alten aufmerksamer geworden. Sein Antlitz war bleich, seine Stirn finster und drohend.

»Um Verlaub, Herr!«, unterbrach sich Nehls, als er dies bemerkte, »wenn ich Unrechtes spreche, so ist das nicht meine Schuld, ich wiederhole nur was ich damals hörte!«

»Weiter!«, sagte Dyk finster.

»Gut also!«, sprach Nehls weiter, »sie verurteilten den Herrn auch, dass er geköpft werden sollte und sonst noch allerlei, was vielleicht nicht so schlimm sein mochte, wie jenes. Das Ding ging denn auch im Frühjahr vor sich und ich lief hin, es anzusehen. War ein stattlicher Herr, dem sie da unter vielem Zulauf die Oberstange kappten und starb wie ein ganzer Mann. Meinten damals viele Leute, dass er es nicht so böse gemacht und wenn es nach dem Rechten ginge, ganz andere statt seiner hätten abgetakelt werden müssen. Wollten auch wissen, dass die neue Königin nicht mit Recht zum Thron gekommen und noch viel andere Sachen, auf die ich jedoch wenig achtete. War das erste Mal, dass ich dergleichen sah und ging mir heftig an die Nieren, dass ich mehr tot als lebend nach Hause kam. Ja, ich dachte, es wäre besser für mich gewesen, nicht nach Skinnaricken hinausgelaufen zu sein!«

Der Lotse machte eine Pause, sah ernst vor sich hin und nippte langsam an seinem Glas.

»Sollte indessen noch mehr von der Sache genießen!«, fuhr er dann fort, »es war ein paar Tage darauf und sie wollten am Abend den König, dessen Leiche von Norwegen, wo er im Krieg geblieben, hergeschafft worden war, beerdigen, das heißt in die Ritterholmskirche bringen und war unsere Absicht der Feierlichkeit, die bei Fackelschein vor sich gehen sollte, ebenfalls beizuwohnen. Kam indessen nicht dazu, weil mir der Baas beim Mittag stach, dass es eine Heuer gäbe. Ein deutscher Kapitän, der schon morgen als der Erste auslaufen werde, wolle Leute haben, Deutsche wo möglich und nahm unserer dreie vor, darauf anzubeißen. Nun, Herr, wir waren dem Baas schuldig, jeder für sechs Monat Essen, Trinken und Kojengeld. Das alles wollte der Mann zahlen, ohne späterer Abzug von der Heuer, weil es ihm eben um Hände zu tun war und sollten auch noch drei andere anschaffen, wie wir. Es blieb uns nichts übrig, als Ja zu sagen. So taten wir es denn ganz dreist. Am Abend wollte uns der Kapitän selbst abholen, was denn auch geschah. Nun seht, Herr, der Mann trat ein bei uns und als ich Euch heute auf dem Damm stehen sah, denke ich, es ist derselbe Mann, ganz derselbe!«

Nehls bekräftigte seine Worte noch dadurch, dass er einige Male heftig nickte; der Kapitän sagte nichts.

»Wir gingen dann an Bord«, hob Nehls wieder an. »Das Schiff lag am Kastellholm, Ladung war schon beigestaut, auch sonst noch Hände im Schiff. Es dau-

erte jedoch nicht lange, so hieß uns der Kapitän wieder ihm ans Land folgen, das heißt uns eben erst Angenommene. Doch wir stiegen nicht am Kastell oder dem Skeppsbron auf das Bollwerk, sondern gingen unter der Schleuse durch, immer weiter hinter Skinnaricken fort, von wo zwei Mann mit dem einen Boot nach dem Nordermalm legten, um unsere Kisten und Sachen zu holen. Bis diese wieder kamen, blieben wir ruhig liegen, der Kapitän ging am Strand umher. Unsere Sachen wurden dann in beide Fahrzeuge verteilt.

Während dieser Zeit war es sehr lebendig um uns her, denn alles strömte zum Ritterholm zur Beisetzung, welche genau um Mitternacht stattfinden sollte. Um diese Zeit wurde es einsam um uns und die Nacht so finster, dass man nicht die Hand vor den Augen sehen konnte. Da erschien eine Dame und fragte, ob alles bereit sei.

»Alles bereit, gnädigste Baronesse«, antwortete der Kapitän und hieß uns mitgehen, was wir auch taten.

Dass es eine Heimlichkeit, ein Wagstück geben würde, sahen wir nun wohl ein und flüsterten es uns auch zu, doch dachten wir nicht an so etwas, was da kommen sollte.

Wir gingen und gingen, der Kapitän und die Dame vorauf, bis zum Helenenberg zu, und mir fing es nun an, kalt den Rücken herabzukriechen, denn es war die Gegend und richtig - als wir hielten, was geschah, weil noch ein paar Männer zu uns traten, da streckte sich der Querbalken über unsere Köpfe hin, noch

schwärzer als die schwarze Nacht - brrr!«

Der Lotse schüttelte sich in der Erinnerung an die damalige Situation und griff etwas hastig zum Glas, ohne jedoch zu trinken. Der Kapitän starrte ihn an, und selbst das bisherige spöttische Lächeln in den Zügen van Swietens war verschwunden.

»Ja, Ihr Herren!«, rief Nehls; »wir standen unterm Galgen, auf der Stelle, wo vor einigen Tagen das Schafott gestanden, wo sie den Minister, oder was er sonst war, eingescharrt hatten. Als die Männer mitten unter uns waren, sahen wir, dass sie Schaufeln und Hacken hatten.

»Hier ist es!«, sagte der eine von ihnen, die Dame schluchzte zum Gotterbarmen. Na, und uns war zumute, als habe uns der Gottseibeius schon in den Klauen.

Es trat eine Pause ein, denn der Kapitän antwortete dem Mann nicht, sondern drehte sich im Kreis herum, als wollte er jeden von uns ansehen. Ob ihm dabei was auffiel, weiß ich nicht. Ich sah nur, dass seine Augen durch die Nacht blitzten. Dann sprach er leise und langsam, aber do scharf, dass es mir ordentlich in die Brust schnitt.

»Jungen, wir haben zwar nicht regelrecht gemustert, aber ich habe Eure Papiere und Ihr habt mein Salz gekostet, was, wie ich meine, ein ehrbarer Seemannsvertrag ist. Ich habe Eure Schulden bezahlt und werde Euch auch für diese Nacht noch eine Monatssteuer extra geben, wenn Ihr mir den Willen tut. Ihr seid alle Deutsche, ich bin ein Deutscher und der hier liegt, war

ein Deutscher, den das fremde Volk mit Hohn, Schande und Strafe gelohnt hat. Er soll wenigstens in guter deutscher Erde ruhen, und nun ans Werk!«

Es war uns nicht recht, das Werk, Ihr Herren, aber es wagte niemand zu mucksen. Wir nahmen schweigend die Werkzeuge, hackten und gruben, bis wir auf den Sarg kamen, und hoben ihn heraus. Darauf gingen die Fremden abseits, während wir die Grube wieder füllten. Bald kamen sie mit einem anderen Sarg zurück, in den wir den ersten setzten. Als jener verschlossen war, befahl uns der Kapitän, ihn aufzuheben und fortzutragen.

Wir taten es; hatten aber noch keine drei Schritte gemacht, da trat eine neue Gestalt aus dem Dunkel. Wir waren nahe daran, unsere Last hinzuwerfen und davonzulaufen.

›Halt!«, rief jedoch der Kapitän und streckte seine Hand aus, worin er wahrscheinlich eine Waffe hatte.

›Gut Freund!« antwortete jedoch der andere leise, ›nur ein Wort, teures Fräulein!«

Die Dame, welche immerzu geweint hatte, schluchzte nun wieder laut, aber sie wendete sich ab. Und unser Kapitän sagte: ›Auch nicht mehr eine Silbe, Graf. Die Tochter dieses Toten kann mit dem Sohn eines ihrer Mörder nichts zu schaffen haben, und wenn Sie nicht wissen, was das bedeuten soll, so werde ich deutlicher werden!«

Der Mann sagte nichts, sondern wendete sich ab. Es schien, als bedecke er sein Gesicht mit dem Mantel, den er umhatte. Wir aber setzten still unseren Weg

fort zu unseren Booten, stiegen ein und fuhren los. Da war es, als ob uns eine Zentnerlast vom Herzen genommen worden. Mir wenigstens schien die Sache auf dem Wasser nicht so gefährlich wie auf dem Land.

Nun, das Schlimmste war auch vorüber, wir erreichten unser Schiff, brachten unsere Leiche an Bord, die Dame stieg hinauf, die beiden Männer auch, wir nahmen den Anker auf, wie es sonst vielleicht nur Gespenster tun könnten, und fort ging es. Wie wir durch die Scheeren gekommen sind, weiß ich heute noch nicht, doch wir kamen durch. Am anderen Tag sah ich, dass wir vier Passagiere hatten, zwei ganz junge Damen in Trauer und die Männer, welche Bedienstete waren.

Wir hielten uns später immer südwärts und liefen bald Rügen an. Dort begruben wir den Toten still auf dem Kirchhof von Zudar und da blieben auch die Passagiere, während wir den Gellen hinauf nach Stralsund liefen, wo wir alle samt und sonders abgelohnt wurden. Aber nochmals, Kapitän, bis auf den Unterschied, der im Alter liegen müsste, seht Ihr aus wie mein damaliger Kapitän!«

Kapitän Dyks Züge hatten während dieser Zeit verschiedentlich den Ausdruck gewechselt; die Beweglichkeit, welche ihnen ohnehin schon eigen war, zeigte sich in doppelt verstärktem Grad, aber es war ihm gelungen, ruhig zu bleiben und sich so weit zu beherrschen, dass er gegenwärtig vollkommen gleichgültig erschien.

»Das sind mir alles ganz fremde Sachen«, erwiderte

er ruhig, »obwohl ich mir wohl denken kann, wer der Enthauptete ist. Ich höre das zum ersten Mal, bis auf die Sage, dass jener, der unterm Galgen begraben wurde, dort heimlich fortgenommen sein soll.«

»Nennt das, wie Ihr wollt«, erwiderte der Alte, »ich weiß, was ich weiß, und der Kapitän kann doch Euer Vater gewesen sein, muss es gewesen sein!«

»So war der Kapitän verheiratet?«

»Das weiß ich nicht, Herr, aber ob schon damals oder später, das ist gleich - er sah damals genau so aus, wie Ihr jetzt, und zwischen jener Zeit und heute liegen achtunddreißig Jahre!«

Kapitän Dyk errötete leicht.

»Nun, angenommen«, sagte er, »der Mann sei mir oder vielmehr ich ihm ähnlich, so passt doch, wie Ihr selbst sagt, der Name nicht - wie war der Name desselben?«

»Ja, der Name«, meinte der alte Lotse, »ich weiß nicht recht, ob ich den nennen darf. Der Name hatte später für Schweden, wenigstens für dessen Schifffahrt, einen bösen Klang, doch dann verschwand er, bis er vor einigen Jahren wieder auftauchte und gar nicht besser lautete - er ist bekannt genug!«

Diesmal färbte sich das Gesicht des Kapitäns fast dunkelbraun.

»Ich weiß nicht, von wem Ihr sprecht!«, rief er mit einem Anstrich von Unwillen.

»Na, Herr«, sagte Nehls langsam, »der Name heißt Peter Jacobson.«

»Unsinn!«, rief Dyk aufspringend, »reine Tollheit,

mich mit dem zusammen zu bringen!«

»Nichts für ungut, Herr!«, sagte der Lotse, sich ebenfalls erhebend, »die Welt hat ihr Urteil und ich habe meins. Der Mann, welcher so oder meinetwegen anders hieß, war für mich ein ganzer Mann, und wenn er, wie ich mir denke, eine der Töchter des Enthaupteten geheiratet und sich das Heiratsgut, was Schweden vielleicht nicht gutwillig gegeben hat, mit Gewalt holte, so ist es seine Schuld, dass ich ihm dabei nicht, wie bei einer anderen Sache, geholfen habe. Hätte er mich dazu aufgefordert in meinen jüngeren Jahren, würde ich nicht Nein gesagt haben - doch es ist spät und morgen ...«

Der Kapitän war plötzlich leichenblass geworden, ebenso plötzlich trat er dann vor und reichte dem Alten die Hand hin.

»Lotse!«, unterbrach er ihn dabei, »ich habe es ebenfalls nicht böse gemeint, jeder Mensch hat das Recht, seine Ansicht zu haben, und die Eure mag nicht die schlechteste sein. Ich danke Euch für die Erzählung, sie hat uns bessere Unterhaltung gewährt, als solche von Euch zu erwarten war. Eure Koje findet Ihr in der Bootsmannskammer, gehabt Euch wohl!«

Der Lotse schüttelte die ihm gebotene Hand, sagte aber kein Wort weiter, stieg die Treppe hinauf und auf das Deck, auf welchem er nach vorne schritt, nachdem er seinen dicken Rock vom Steuerrad zu sich genommen hatte.

X. Zur rechten Zeit

Als der alte Lotse die Kajüte verlassen hatte, schwiegen die beiden darin zurückgebliebenen Männer mehrere Minuten.

Während dieses Schweigens blickte der Kapitän finster auf den Tisch vor sich hin. Dagegen musterte van Swieten denselben von Zeit zu Zeit mit einem gewissen zweideutigen Lächeln.

»Das scheint getroffen zu haben!«, sagte derselbe endlich langsam, »dieser alte Lotse hat es offenbar faustdick hinter den Ohren und ich will nur hoffen, dass er nicht noch andere als Lotsensignale mit dem Land wechselt!«

Kapitän Dyk hob langsam und mit einem tiefen Seufzer den Kopf.

»Nein, Swieten!«, antwortete er, »deswegen keine Sorge, dieser Alte verrät mich wohl nicht, doch seine Erscheinung sagt mir, dass ich in gewisser Hinsicht zu wenig Vorsicht angewendet habe. Es könnten mich auch noch andere erkennen!«

»Nun, das musste man doch voraussetzen!«, erwiderte der Holländer leichthin, »es lag ziemlich nahe. Aber was ist an der Erzählung des Alten, Kapitän?«

»Sie ist wahr!«, antwortete Dyk ernst, »aber sie musste stattfinden, um mir zu sagen, was ich zu tun habe - weiß es Gott, ich wollte schon so edel sein, das mir anvertraute Gut abzuliefern, wie ich es empfangen habe!«

Van Swieten ließ ein leichtes Lachen hören, legte

mehrmals seine fetten Hände übereinander und nickte dann dem Kapitän mit einem spöttischen Lächeln zu.

»Hätte ich auch getan - bei Gott!«, rief er dann fast überlaut, »wir sind ja eigentlich die Kerle Kavaliere zu heißen und nur zu tun, was die Ehre gebietet, die Rechtlichkeit fordert!«

»Schweig - du!«, sagte Dyk, während sein bleiches Gesicht wieder dunkel erglühte. »Befiehl, dass der Tisch abgeräumt wird und halte dich bereit, mit mir an die Arbeit zu gehen!«

Dyk sprach selten aus diesem Ton mit seinem Vertrauten, doch wenn es geschah, wusste dieser, was er davon zu halten hatte und schwieg nun, um der erhaltenen Weisung Folge zu leisten. Der Kapitän stieg auf das Verdeck.

Der Himmel war zwar mit Sternen besät, dennoch war die Nacht dunkel und ein fernes, dumpfes Brausen verkündete, dass eine Änderung des Wetters bevorstehe.

Kapitän Dyk lauschte zuerst diesem Geräusch, blickte dann zum Himmel empor und endlich auf die Umgebung, aus der ebenfalls verschiedene Lichter hervorleuchteten.

Bald jedoch richtete sich sein Blick fest nach Norden. Er versank in tiefes Nachdenken. Woran dachte Dyk?

Es kann nicht eben schwer sein, dies zu erraten. Die Töchter des Majors von der Grieben, besonders die eine derselben, Clara, war es, welche seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Dyk empfand, was er

noch nie empfunden hatte. Er hatte sein Herz an eine Dame verloren.

Wir haben Dyk bereits als tüchtigen Seemann kennen gelernt. Sein Verstand war jedenfalls ein nüchterner, sobald nicht eine Leidenschaft, welche ihn fast ganz beherrschte, ins Spiel kam. Er dachte daher auch jedenfalls nicht allein an das Glück einer Begegnung und der Bekanntschaft mit Clara, sondern bedachte vielmehr wohl die Unmöglichkeit, sich mit derselben vereinigen zu dürfen, selbst wenn seine Neigung erwidert werden sollte.

Diesem Umstand galten deshalb auch wohl die Seufzer, welche sich zu Zeiten seiner Brust entrang, wodurch er einigermaßen allen Verliebten ähnlich wurde.

Neben seinen Seufzern zeigten andere heftige Bewegungen, dass es ihm im Blut lag, durchzusetzen, was er sich einmal vorgenommen hatte. Jedenfalls war er für den Moment von einem Gedanken ganz in Anspruch genommen, was sich zeigte, als ihm Swieten näher tretend seine Hand auf die Schulter legte.

»Es war eine Torheit!«, rief Dyk, zusammenfahrend.

»Wovon spricht Ihr, Kapitän?«, fragte der Steuermann ruhig, »ich bin seit vierundzwanzig Stunden Zeuge von so vielen Torheiten geworden, dass ich ohne nähere Bezeichnung nicht wissen kann, von welcher die Rede ist.«

Der Kapitän hatte sich schnell umgewendet. Wäre es Tag gewesen, dürften seine Züge ein bedeutendes Erröten gezeigt haben.

»Ihr habt recht, Swieten«, antwortete er lebhaft, »doch ich meinte das ganze Unternehmen, in welches ich mich eingelassen habe.«

»Bah!«, meinte der Holländer leicht, »das muss die Folge zeigen. Schon manche Torheit hat ihrem Urheber den Ruf eines klugen Mannes erworben.«

»Mag sein!«, entgegnete Dyk, »doch ich komme dadurch in eine mir fremde und gänzlich schiefe Lage. Könnt Ihr mir sagen, wie lange ich imstande bin, die Rolle eines gewöhnlichen Schiffskapitäns zu spielen?«

»Nein«, antwortete Swieten lachend, »aber wenn mich nicht alles täuscht, so dürfte sie schon morgen auf der Admiralität zu Ende sein.«

»Ja, ja, morgen«, sagte Dyk langsam. Plötzlich jedoch wendete er sich um.

»Was sagt Ihr vom Wetter, Swieten?«, fragte er, »ich denke, es jetzt um.«

»So gewiss, wie zwei mal zwei vier ist, schon bald nach Mitternacht.«

»Kommt!«

Das Gespräch der beiden Leute hatte auf der Galerie stattgefunden. Man wendete sich nun der Kajütenkappe zu. Beide betraten wieder die Kajüte.

In derselben war aufgeräumt, wie Dyk es befohlen hatte. Nachdem die Depeschentasche sowie die Kiste dem Tisch näher gebracht worden war, holte Swieten eine kleine Kiste mit Handwerkzeug verschiedener Art herbei.

Nach einem Wink des Kapitäns begann er mit ver-

schiedenen Instrumenten zunächst die Depeschentasche zu bearbeiten, bis sich deren Deckel öffnete. Als dies gelungen war, schüttete er die darin befindlichen Papiere auf den Tisch.

Von diesen Letzteren waren verschiedene versiegelt, andere nicht; jedoch die meisten in Ziffern geschrieben.

Dyk sammelte sofort die verschiedenen Schreiben zusammen und schob sie zurück, sortierte dann die anderen und holte zuletzt aus dem Wandgetäfel ein kleines Blatt hervor, welches offenbar einen Schlüssel zu jener Schrift bildete.

Der Kapitän sowie Swieten bemühten sich nun, vermittelt desselben die Depeschen zu entziffern. Einige Zeit hindurch hörte man sie nur abgerissene Sätze miteinander wechseln. Dyk machte verschiedene Notizen.

Die durchgesehenen Papiere wanderten wieder in die Tasche und Dyk betrachtete längere Zeit die versiegelten Depeschen.

»Am besten, ich nehme die ganze Gesellschaft mit«, murmelte er dann, »die Siegel wieder herzustellen sind wir nicht imstande.«

Swieten machte nur eine zustimmende Bewegung mit dem Kopf.

Nachdem die Tasche wieder geschlossen war, kam die Kiste an die Reihe. Auch aus dieser wurden verschiedene Papiere und Karten zurückbehalten, die Kiste wieder verschlossen und sie wie die Tasche fortgeschafft. Dyk schien über etwas nachzusinnen.

»Ja«, sagte er endlich, »Swieten, es führt jeder Weg nach Rom und nun, wo ich habe, was ich haben muss, weiß, was ich erfahren konnte, wird es am besten sein, wenn ich Euch verlasse. Seht zu, wie Ihr weiterfahrt und wie Ihr Colberg erreichen mögt. Ich gehe hier an Land.«

»Mir recht!«, brummte Swieten, »natürlich wollt Ihr unbemerkt verschwinden.«

»Gewiss!«, antwortete Dyk.

Swieten verließ ohne weitere Anweisung die Kajüte und stieg auf das Verdeck. Dort schickte er den einzigen auf demselben anwesenden Mann hinab, zog die am Stern im Schlepptau hängende Jolle näher an das Schiff und begab sich wieder in die Kajüte.

Dyk hatte unterdessen die Papiere verborgen, noch andere hervorgesucht und zu sich gesteckt, sich mit Geld und Waffen versehen und noch einen Rock übergezogen. Es war alles bereit.

Als Swieten dies erkannte, ging er schweigend an das eine der beiden Kajütenfenster, öffnete es und hob es aus. Eine Minute hindurch lauschte er, dann aber schob er seinen Körper dem bereits vorangeschickten Kopf nach und verschwand durch die Öffnung. Dyk verlöschte das Licht.

Der Kapitän nahm hiernach denselben Weg und gleich darauf entfernte sich die Jolle langsam, aber lautlos von dem Schiff, das den beiden dessen ungeachtet bald nur als eine dunkle unförmliche Masse sichtbar blieb.

Sobald man sicher war, vom Schiff nicht mehr gese-

hen zu werden, ergriffen die Männer die Riemen und trieben das leichte Fahrzeug in der Richtung zur Pommerischen Küste fort.

Man landete unweit von Barhöft, Dyk schritt nach kurzem Abschied schnell in das Land hinein und Swieten suchte den Rückweg zum Schoner.

Er erreichte denselben und stieg auf dem erst zurückgelegten Weg wieder in das Schiff. Von diesem Moment ab regte sich bis zum Morgengrauen nichts mehr in demselben.

Der Himmel zeigte sich am Morgen trübe. Der Wind war heftig geworden und strich kalt aus Norden daher, indem er Wolkenballen vor sich hinschob; doch war er dem Schoner günstig, und der Lotse ließ deshalb sehr bald den Anker lichten.

Nehls sah sich während der Fahrt bis Stralsund vergeblich nach dem Kapitän um. Er erschien nicht und als er deshalb eine Frage an Swieten richtete, wurde er barsch abgewiesen.

Nehls schüttelte den Kopf und tat fortan schweigend seine Schuldigkeit. Man erreichte Stralsund, doch schon oberhalb der Johannisschanze kam dem Schoner ein bewaffnetes Boot entgegen. Die in demselben befindlichen Offiziere stiegen an Bord, durchsuchten das Schiff und legten Beschlag auf dasselbe. Als das Fahrzeug an das Bollwerk geholt worden war, wurden statt des einen, den man verhaften wollte, jedoch nicht fand, alle darin befindlichen Männer, der Lotse nicht ausgenommen, verhaftet und auf die Kommandantur geführt.

Nehls verzog bei dieser Gelegenheit den Mund und gab bei Gelegenheit Swieten einen Rippenstoß. Swieten nickte ihm nur zu, jedoch diesmal ganz freundlich.

Die Verhafteten wurden auf der Kommandantur vernommen; jedoch ihre Aussagen machten den schwedischen Herren viel Kopfzerbrechen.

Die Papiere des Schoners waren vollständig in Ordnung - doch der fehlende Kapitän schien eine in der Nacht angelangte Anzeige zu bestätigen.

Dagegen konnte man eine solche Bestätigung mit der richtigen Ablieferung der wichtigen Depeschen nicht in Einklang bringen.

Jedenfalls wurde den schwedischen Behörden so viel klar, dass die Leute über die Sachen, von welchen sie aussagen sollten, ebenso verwundert wie sie selbst, also ganz schuldlos waren.

Als deshalb ein Handlungshaus, Schiff und Ladung als an dasselbe gerichtet, jenes beanspruchte, gab man die Verhafteten zugleich mit heraus, umso mehr, als der nachmittags auf der Admiralität erscheinende Klassen über das Fahrzeug und seinen Kapitän Mitteilungen gemacht hatte, welche beide im vorteilhaften Licht erscheinen ließen.

Man glaubte deshalb, dass die Mitteilung aus Stockholm einem Irrtum entsprungen, Dyk aber in der Nacht, ohne dass es jemand wahrgenommen hatte, verunglückt sei. Swietens Aussage machte dies ziemlich wahrscheinlich.

Als jedoch Nehls sich von demselben verabschiede-

te, sagte er, ihm die Hand herzlich schüttelnd: »Sagt dem Kapitän, Herr, er könne sich stets und ständig auf den alten Nehls verlassen. Er wäre nur an Jahren, aber nicht am Herzen gealtert.«

»Werde es bestellen - wenn ich ihn wieder sehe«, sagte Swieten mürrisch und wendete sich ab.

XI. Verschiedene Eindrücke

Der junge Morgen hatte sich auf dem nördlichen Ende von Hiddensee so gut grau gezeigt, wie am südlichen, und grau sah es denn auch über Grieben aus.

Doch war dies nicht allein mit dem Himmel der Fall, sondern auch im Inneren des Gutshauses, obwohl sich wohl niemand sagen konnte, weshalb, war doch alles zu Beginn des jungen Tages missgestimmt.

Es gibt Tage im menschlichen Leben, die eine solche Stimmung bedingen. Man sollte diese wohl beachten, wie diese Stimmung selbst, da beide meistens von nachhaltiger Bedeutung zu sein pflegen.

So auch hier. Der 30. Juli des Jahres 1757 sollte für Grieben und seine Bewohner von größerer Wichtigkeit werden, als nur irgendjemand ahnen konnte.

So viel Ursache auch die Familie des Majors zur Freude und Zufriedenheit haben musste, hatte diese Letztere doch etwas Bittersüßes, wovon sich niemand Rechenschaft zu geben vermochte.

Das Wrack in der Nähe hatte gewiss seinen Anteil

hieran, der kranke Fähnrich offenbar noch mehr. Es ist nie angenehm, einen Kranken unter seinem Dach zu wissen.

Doch was sich vielleicht niemand eingestehen mochte, die meiste Schuld trug die Tischunterhaltung zu dieser Misstimmung bei. Die von Dyk gemachten Mitteilungen wollten niemand aus dem Sinn kommen, keiner war mit dem eigenen Benehmen während derselben zufrieden.

Als man sich zum Frühstück zusammengefunden hatte, herrschte deshalb zunächst Einsilbigkeit. Ein bald in Gang kommendes Gespräch über den Kranken war nicht geeignet, an deren Stelle Heiterkeit treten zu lassen.

Übrigens hatte der Major am frühen Morgen bereits die nötigen Bestimmungen seinetwegen getroffen, namentlich aber nach einem Arzt geschickt, der leider von weither geholt werden musste.

Als der Major vom Frühstück aufgestanden war, begab er sich zu dem Kranken, um noch etwaige Wünsche desselben zu vernehmen, und ließ nun zum ersten Mal etwas wie leichte Vorwürfe fallen.

Wardow nahm diese hin, dankte für die ihm geschenkte Aufmerksamkeit und bedauerte nur, dem Haus eine solche Last zu sein.

Das wollte jedoch der Major nicht gelten lassen, und hiermit war die Angelegenheit einstweilen beendet. Der Major versprach für Unterhaltung zu sorgen und entfernte sich.

Im Laufe des Tages erhielt Wardow auch noch den

Besuch von der Hausfrau und ihren Töchtern, ebenso des Predigers und Küsters und schließlich des Gutsverwalters, dem die Kontrolle seiner Pflege übertragen worden war.

Da das Wetter während des ganzen Tages unangenehm blieb, verstrich dieser ziemlich langweilig, bis endlich der Abend eine Abwechslung bringen sollte.

Mit Eintritt der Dunkelheit kehrte nämlich der alte Klassen zurück und begab sich zunächst in das Zimmer des Junkers.

»Alle Wetter, Klassen!«, rief Wardow lebhaft, »also man hat Euch laufen lassen – nun, ich meine, unsere Sache steht danach nicht so schlimm!«

»Bis jetzt nicht, Junker!«, antwortete der Alte, »im Gegenteil, man schien uns sehr zu bedauern und das Ganze wie ein wirkliches Unglück anzusehen.«

»War es auch, Klassen«, erwiderte der junge Mann altklug, »ich kann ja dies beweisen und Ihr müsst es bezeugen.«

»Jawohl. Das Unglück, soweit es ein solches gewesen war«, antwortete der Alte mit Nachdruck, »und solange man keine weiteren verfänglichen Fragen stellt.«

»Bah – wie sollte man dazu kommen?«

»Ja – ich weiß es nicht«, meinte Klassen zögernd, »vorläufig ist mir nur so viel klar, dass wir Glück haben, welchem selbst Unvorsichtigkeit oder Bosheit nichts anhaben kann; denn denkt Euch, man hatte irgend Schlechtes über den Kapitän Dyk gemeldet, sodass Schiff und Mannschaft eingezogen worden, als

jener in den Hafen gekommen war. Hätte der Kapitän sprechen müssen, dürfte uns der Streich doch sehr unangenehm geworden sein. Wissen möchte ich indes nur, wer den Mann so schwarz gebrannt hat.«

Ob der Alte bereits einen gewissen Verdacht gegen den Junker hegte, ist unsicher, doch fixierte er ihn während seiner Rede mit den Blicken. Der Fähnrich errötete infolgedessen.

»Ah!«, machte er, »also das hat gewirkt!«

»Nun, Alter!«, meinte Wardow, »ich tat meine Schuldigkeit. Als Ihr beschäftigt wart, sandte ich den Datlof an den Baron, um ihm meine Ansicht mitzuteilen. Doch der Baron war nicht zu haben, und so habe ich ihn denn noch gestern nach Stralsund gehen heißen. Ich sehe, der Mann hat meinen Befehl ausgeführt.«

»Ja, so viel sehe ich jetzt auch!«, rief Klassen ärgerlich, »und noch ein gut Teil mehr ...!«

»Nun, was seht Ihr?«

»Das ist im Grunde nicht der Rede wert«, brummte Klassen, »schließlich müsstet Ihr doch immer die Sache auf Eure Kappe nehmen, Junker!«

»Gewiss!«, bekräftigte der junge Mann, »also Dyk ist festgenommen?«

»Sein Schiff und seine Leute, ja«, antwortete Klassen langsam, »doch sind diese wie jenes auch schon wieder freigegeben worden.«

»Und Dyk?«

»Ja, Dyk, Junker«, entgegnete der Alte traurig, »Dyk ist, seit er sich gestern Abend zurückgezogen hatte,

nicht mehr gesehen worden. Wahrscheinlich hat er, als der Schoner am Bock ankerte, einmal während der Nacht nach dem Wetter sehen wollen und ist ins Wasser gefallen. Kurz, alles an Bord war, wie es gewesen, alle seine Sachen sind vorhanden, nur seine Person fehlte, als man ihn in der Kajüte suchte, um zu melden, dass Stralsund in Sicht sei. Der brave Kapitän Dyk ist offenbar ertrunken!«

Der Alte sprach diesen letzten Satz mit besonderem Nachdruck, und Wardow machte ein ganz gewaltig langes Gesicht.

»Hm!«, stieß er endlich hervor, »das ist ja merkwürdig – also einfach verschwunden?«

»Ertrunken, sage ich!«, rief der Alte ärgerlich, »und der Meinung sind alle, besonders sein Steuermann, der ihn noch zuletzt gegen Mitternacht gesehen hatte!«

Wardow blickte den alten Bootsmann lange an und in seinen Mienen lag etwas wie Verblüfftheit; dann jedoch schüttelte er den Kopf. »Ertrunken?«, brummte er dabei vor sich hin, »der Bursche dürfte wohl nicht leicht ertrinken. Doch bringt Ihr Befehle für uns mit?«

»Für Sie eigentlich nicht«, erwiderte der Alte barsch, »ich soll dagegen vom Wrack bergen, was sich bergen lässt, und mich dann auf dem kürzesten Weg nach Ystadt scheren.«

Klassen verließ nach diesem Gespräch den Junker, um sich direkt zu der Familie des Majors zu begeben.

Auch hier wurde er mit verschiedenen Fragen über die Folgen der Handlungsweise des Fähnrichs be-

stürmt.

»Hat nichts auf sich!«, lautete seine Antwort, »die ganze Sache hat in der jetzigen Zeit zu wenig Wichtigkeit, dagegen habe ich etwas Schlimmeres von jemandem zu berichten, dem ich es am wenigsten wünsche.«

»So – was ist das?«, rief der Major. Alles horchte gespannt.

»Der Kapitän Dyk ist ertrunken!«, antwortete der Alte.

Ausrufe des Staunens folgten dieser bestimmten Behauptung, doch waren sie ganz verschieden betont.

Der Major drückte Verwunderung aus, wie jemand, der etwas hört, was er nicht für möglich gehalten hätte. Bei der Frau und Sophie war es einfacher Schreck, doch bei Clara war es augenscheinlich doppelter und dreifacher. Denn ihr Ruf übertönte gellend und scharf die anderen Laute, sie wurde zugleich blass, zitterte heftig und musste sich an dem nächsten Möbel halten, um nicht zu fallen.

Doch beachtete augenblicklich niemand diese außergewöhnlichen Zeichen ihres Schmerzes.

»Wie war das möglich!«, rief endlich der Major.

»Gott mag es wissen«, antwortete Klassen, »niemand war Zeuge seines Unterganges, doch lässt sich leicht vermuten, wie er stattgefunden haben mochte. Der Kapitän hatte die Wache eingezogen und wird nun selbst über das Schiff gewacht haben. Bei einem Gang nach oben, vielleicht halb im Schlaf, muss er über Bord gestürzt sein.«

»Sonderbar!«, murmelte der Major, »ein Mann wie er!«

Klassen zuckte mit den Schultern. »Die See schont keinen und ist, ruhig wie zürnend, gleich tückisch.«

Clara hatte diesem Gespräch, wie zur Bildsäule erstarrt, zugehört. Endlich rang sich ein Seufzer aus ihrer Brust empor.

»Der arme Kapitän!«, stieß sie hervor.

»Jawohl, jawohl!«, sagte der Major, »er tut uns herzlich leid – zwar kein Patriot, aber ein Mann, dem wir verpflichtet waren. Er macht uns wirklich betrübt, dieser Unfall.«

»Es scheint, ich sei zur Eule geworden«, murmelte Klassen, »da ich nichts mehr als Unheil zu berichten habe.«

»Dafür könnt Ihr nichts, Klassen«, meinte der Major, »es ist nicht Eure Schuld, ich danke Euch!«

Klassen ging.

In Grieben wurde der Tag nach dieser Nachricht beendet, wie er begonnen hatte, das heißt traurig, und alle begaben sich bald zur Ruhe, um mit ihren Gedanken allein zu sein. Ruhe fand indessen Clara nicht. Als sie sich am Morgen zeigte, war ihr Aussehen angegriffen.

Da es das Wetter erlaubte, besuchte sie bald mit ihrer Schwester den Bakenberg. Oben angekommen, blickte sie lange nach Süden.

Sophie, welche zuerst ihre Einsilbigkeit bemerkte, erkannte nun auch, dass sie einfacher als gewöhnlich gekleidet war und nur schwarze Bänder an sich hatte.

»Es sieht fast aus, als ob du trauerst!«, rief sie nach einer Bemerkung darüber.

»Ich trauere wirklich!«, antwortete Clara leise.

»Ah - um Dyk!«, rief die Schwester.

»Allerdings, Sophie!«, entgegnete Clara, »doch scherze und lache nicht darüber. Dieser Mann und ich, wir verstanden uns bereits, er wäre mir gewiss sehr wert geworden!«

Claras Augen füllten sich mit Tränen. Sophie schlang ihre Arme um sie und schmiegte sich an sie.

XII. Vor dem König

Überspringen wir nach der vorangegangenen Vorstellung und Bekanntschaft der Hauptpersonen des hier zu betreibenden Dramas eine kurze Spanne Zeit und eine ebenso unbedeutende Spanne an Raum.

Wir bekommen dadurch zwei Wochen und einige Tage auf leichte Weise hinter uns und befinden uns im Sachsenland, mitten in einem Heerlager - im Lager und im Hauptquartier des Königs Friedrich II. von Preußen.

Ein schlichtes Bauernhaus am Ende eines Dorfes war das Quartier des Königs, welches er schon seit einigen Tagen bewohnte; eine Hütte, welche sonst kaum Raum für ihre Bewohner hatte.

Friedrich begnügte sich mit einem Zimmer desselben, welches also zugleich Arbeitskabinett, Speise-

zimmer, Empfangssaal und namentlich auch Schlafzimmer sein musste.

Es war Abend geworden, die Adjutanten und Ordonnanzen waren bereits entlassen und der König befand sich in Uniform, jedoch allein im Zimmer. Er war sichtlich schlechter Laune.

Dies ist erklärlich, denn das Kriegsglück hatte sich in diesem Krieg zum ersten Mal ihm ungünstig gezeigt. Es waren böse Nachrichten aus Böhmen eingetroffen. Seine Gegner begannen sich von dem ersten überraschenden Schlag zu erholen.

Friedrich saß in tiefem Nachdenken versunken vor dem Kamin, in dem wegen des draußen herrschenden unangenehmen Wetters Feuer brannte.

Eine Stunde mochte der Monarch so dagesessen haben, als ein Kammerhusar in das Gemach trat, um ein frugales Abendessen zu servieren.

Der König achtete nicht weiter auf den Mann, nachdem er ihm einen flüchtigen Blick zugeworfen hatte. Dagegen betrachtete ihn jener desto aufmerksamer.

Die Diener des Königs benahmen sich seit einiger Zeit etwas scheu in Gegenwart ihres Herrn. Friedrich hatte vor Kurzem erst jene bittere Erfahrung gemacht, welche die Geschichte als einen ihm geltenden Giftanschlag verzeichnet hat.

Das Geheimnis, welches über diese Angelegenheit schwebt, kann auch hier nicht aufgeheilt werden. Es ist mit den wenigen Personen, die darum wussten, zu Grabe gegangen und es bleibt sogar fraglich, ob es sich um einen Giftanschlag handelte.

Doch dem sei, wie ihm wolle. Die Entdeckung, welche der König machte, bewies ihm, wie ein von ihm mit Wohltaten überhäufte Mensch zum Verräter an ihm geworden war. So viel lässt sich mit Gewissheit annehmen.

Der Verräter empfing seinen Lohn, doch die Vertraulichkeit, welche der König sonst im Umgang mit seinen Dienern gezeigt hatte, war zu Ende. Er wurde der strenge Herr für sie.

Deshalb zögerte nun auch der Kammerhusar den Mund zu öffnen, wie er doch beabsichtigte und fuhr fort, sein Geschäft zu verrichten.

Dies war zu Ende und der Husar trat zurück, blieb jedoch an der Tür stehen.

»Willst du etwas?«, fragte der König in strengem Ton.

»Majestät«, antwortete der Husar, »es ist ein Mann draußen, der Sie durchaus sprechen will, doch weigert er sich seinen Namen zu nennen!«

»So!«, sagte Friedrich gleichgültig und ließ den Kopf wieder sinken. Nach einer Pause fuhr er fort: »Hat sich der Mann nur an dich gewendet, um vorgelassen zu werden?«

»Ich glaube, Majestät. Er äußerte, dass es gut sei, wenn er von nicht zu viel Personen bemerkt werde!«

»So!«, wiederholte Friedrich, »wie ist der Mann in das Lager gekommen?«

»Ich weiß es nicht, Majestät.«

»Schicke ihn herein!«

Friedrich erhob sich, als der Kammerhusar ging und

wenig Sekunden später erschien der Mann in der Tür, den wir als den Kapitän Dyk kennen gelernt haben.

Der König stand regungslos mitten im Zimmer, seinen durchdringenden Blick auf den Eintretenden gerichtet. Dyk blieb an der Tür, doch begegnete sein Blick fest und bestimmt dem des Königs.

Es verging fast eine ganze Minute in dieser Weife; der König machte der Situation ein Ende.

»Wer ist Er?«, lautete seine Frage.

»Mein Name ist Jacobson!«, antwortete der Gefragte, »mein Stand hat keine bestimmte Bezeichnung, doch bin ich gegenwärtig in Diensten Eurer Majestät!«

Friedrichs Haupt hob sich etwas schnell und seine Augen blitzten lebhafter als bisher; dann spielte ein Lächeln um seinen Mund.

»Sein Stand!«, sagte er sarkastisch. »Er ist ja auch so eine Art König, denke ich!«

»Eure Majestät hat recht!«, antwortete der Kapitän mit einer Verbeugung. »Ich bin ein Souverän, jedoch ohne Land, ich führe Krieg nach Belieben, jedoch nur gegen ein Land und ein Volk!«

»Und welches Land ist dies?«

»Schweden!«

»Ist Er denn nicht selbst ein Schwede?«

»Nein, Majestät, meine Mutter war deutschen Stammes, mein Vater ein Norweger, von einem Deutschen adoptiert!«

»Aber ich meine, Schweden wird Ihm doch zu schaffen machen!«

»Ich habe meistens Bundesgenossen in meinen Krie-

gen gegen Schweden!«

»So rechnet Er mich auch wohl zu seinen Bundesgenossen?«

»Majestät haben einen Vertrag mit mir geschlossen!«

»Nun, ich danke Ihm für die mir erwiesene Ehre – da können wir also auf gleichen Füßen akkordieren. Doch vor allem möchte ich wissen, was Er mit den Schweden vorhat?«

»Majestät, ich bin der Enkel des Baron Görz!«

»A...h!«, sagte der König gedehnt, »jetzt begreife ich allerdings etwas von Seinem Stolz und von Seinem Unternehmen. Schweden soll Ihn wirklich fürchten, wie man mir gesagt hat!«

Der Kapitän errötete. »Majestät, meine Bundesgenossen wechseln häufig, doch sie bilden stets eine bedeutende Macht!«

»Nu nu – da hat Er recht. Was man nicht selbst kann, lässt man durch andere tun. Er ist Diplomat wie sein Großvater, sehe ich – was bringt Er mir?«

Jacobson holte ein Papier hervor und reichte es dem König. Friedrich las und während des Lesens erheiterte sich sein Gesicht.

»Keine Magazine, die Kommandos getrennt!«, rief er; »die Depots leer, Sukkurs langsam – das ist gut, das ist vortrefflich – weiter!«

Blatt für Blatt wanderte nun in die Hände des Königs, der sich bei jedem mehr hob. Als er endlich die versiegelten Depeschen, die Pläne und Karten empfangen und einen Blick darauf geworfen hatte, sah er

den Kapitän starr an.

»Ist Er denn ein Hexenmeister?«, fragte er überrascht.

»Ich habe nur den Zufall benutzt, Majestät!«

»Na, den benutze Er öfter – Er hat mir wirklich einen großen Dienst erwiesen, womit kann ich Ihm dienen!«

»Majestät, ich habe meine Bedingungen bereits gestellt – ich verlange nichts weiter!«

»Das habe ich gleich erkannt!«, rief Friedrich. »Dadurch machte ich Ihm auch kein besonderes Angebot. Wie lange wird Er hier bleiben?«

»Majestät erlauben mir wohl noch in dieser Minute wieder abzureisen!«

»Er hat recht!«, rief der König. »Es würde viel Geschrei setzen, wüsste man von unserer Zusammenkunft. Wir werden weiter voneinander hören, nehme Er indessen diese Karte und wende Er sich an den Oberst Winterfeld, der Ihm weitere Instruktionen geben wird.«

Der König, zum Teil wohl bereits in Gedanken ganz anderswo, winkte mit der Hand und Jacobson entfernte sich.

»Die Macht wäre unschädlich!«, sagte Friedrich, »Und das durch einen einzigen Mann! – Der Bursche ist unbezahlbar, ich werde an ihn denken!«

Der König entsendete noch in der Nacht einen Kurrier, um einen Teil seiner im Norden stehenden Truppen in den Süden zu rufen.

XIII. Unverhofftes Wiedersehen

»Feuer!«, ertönte es durch die finstere Herbstnacht.

»Feuer, Feuer!«, erschallte es wiederholt durch das Brausen des heftigen Nordost-Sturmes.

»Feuer, Feuer, Feuer!«, gellte es in den verschiedensten Tonarten, aus Hunderten von Kehlen durch das Sturmgebraus und das Tosen der brandenden Wogen, während die Lohe emporschlug, die bisher rabenschwarze Nacht zu erhellen und die Sturmglöcke ihr immer eiliger werdendes Klagegestöhne zu heulen begann.

Höher und höher züngelte die Flamme auf. Die Nacht wurde zum Tag, Sturm, Regen und Glut begannen einen fürchterlichen Kampf, in dem die Kraft des Menschen nicht mitzählen zu sollen schien.

Ängstlich liefen halb und fast ganz nackte Männer, Frauen und Kinder umher, bald einander, bald ihre Habe zu retten suchend. Ihre ersten Schreckensrufe gingen in anhaltendes Jammergeschrei über. Es war eine grausige Szene, welche die Flamme beleuchtete, während sie zugleich das Firmament erglühen ließ und ihren Schein sicher auf zehn Meilen in die Runde durch die Nacht sandte.

Denn es war das Dorf Kloster auf Hiddensee, welches brannte; Kloster, am Abhang des Bakenbergs wie eine Hochwarte gelegen und deshalb auch völlig der Wut des Sturmes ausgesetzt. Heulend, brausend und pfeifend, strich dieser über die tobende See mit schneidender Kälte und Regen daher, die Glut immer

ärger anzufachen. Das halbe Dorf stand bereits in Flammen, ehe die Bewohner von dem benachbarten Grieben und Vitte anlangten, um Hilfe zu leisten.

Von den Bewohnern des Ortes hatte niemand an Löschen gedacht; der jähe Schreck hatte alle, vom Ersten bis zum Letzten, der Besinnung beraubt. Denn um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war eine Feuersbrunst ein bei Weitem furchtbareres Ereignis, wie heute.

Doch von Grieben war eine Spritze und mit ihr der Besitzer derselben, der Major, angelangt, welcher sich nun bemühte, seiner Stimme, seiner Maschine und der Vernunft Geltung zu verschaffen.

Doch sein Bemühen war vergeblich. Der Mut wie die Kraft der Unglücklichen war gelähmt, sie sahen ihre Habe bereits verloren, rangen die Hände und jammerten.

»Rührt euch, Leute!«, schrie der Major immer von Neuem, nachdem er die Spritze auf ein zur Hälfte brennendes Gebäude gerichtet hatte, »schafft Wasser – Wasser!«

»Wasser, Wasser!«, brüllten auch die an der Spritze beschäftigten Männer.

Neues Unglück!

Das hoch liegende Dorf hatte keinen Brunnen, die Wasserbehälter befanden sich am Fuß des Berges, mehrere hundert Schritte entfernt, das mitgebrachte, wenige Wasser war schnell verbraucht, der schwache Strahl der Spritze versiegte. »Kinder, brave Männer von Hiddensee!«, bat der Major, »ihr bietet so oft dem Meer Trotz, um es zu bekämpfen - das Feuer ist min-

der schlimm wie das Wasser. Rafft euch auf, rettet, was noch zu retten ist - ermannt euch, es ist noch nicht alles verloren!«

Bitte und Mahnung waren vergebens. Der Major wurde zornig. »Treibt das Volk mit Schlägen an, sich selbst zu helfen!«, rief er seinen Leuten und denen von Vitte zu, »wir wollen tun, was wir können, aber sie müssen uns unterstützen!«

Ein fürchterliches Geschrei erhob sich. Der Major hatte ein böses Mittel gewählt, denn die Verzweiflung weicht der Gewalt nicht. Wer wüsste, wohin es gekommen wäre, wenn der gut gemeinte, doch unbedachte Befehl des Majors ausgeführt worden wäre.

»Ruhe!«, erschallte da jedoch plötzlich, furchtbar im Wind vibrierend, eine mächtige Stimme und ein dunkler Menschenknäuel wälzte sich in den Lichtkreis des Feuers.

»Alles zum Dorf hinaus!«, rief dieselbe Stimme, den Lärm, das Brausen des Windes und das Donnern der Wogen übertönend. Schweigend entwirrte sich dagegen der Knäuel und fremdartig gekleidete Männer, vielleicht hundert an der Zahl, mit Enterhaken, Äxten und Beilen bewaffnet, stoben nach allen Richtungen auseinander.

»Major, lassen Sie vom Brunnen bis zum Dorf eine Kette bilden!«, befahl der Führer dieser Schar weiter, »lassen Sie gefüllte Wassereimer von Hand zu Hand gehen, vorwärts!«

Ein neuer panischer Schrecken schien die Menge, den Major nicht ausgenommen, bei dieser unerwarte-

ten Erscheinung ergriffen zu haben. Doch als ein Teil der Fremden wie Katzen die Dächer der noch unbeschädigten, aber bedrohten Häuser hinaufkletterte, die entzündeten Stellen mit nassen Tüchern bedeckte, andere von ihnen wie im Handumdrehen brennende Gebäude zusammenrissen, noch während der Führer die letzten Worte sprach, kam frisches Leben in alle.

»Bravo!«, rief der Major, »sucht Gefäße, Leute, und folgt mir!«

»Eilt!«, mahnte der Fremde, und man eilte.

Der Sturm brauste fort, die Wogen donnerten weiter gegen den Fuß des Vorgebirges Dornbusch, das Feuer brannte weiter doch seine Wut, bekam schon nach wenig Minuten Schranken. Es war ein herrliches Stück Arbeit, welches hier verrichtet, ein schöner Erfolg, der nun im Kampf gegen die entfesselten Elemente gewonnen wurde.

Zwar nicht ohne Verwirrung waren die Leute aufgestellt worden, aber als sie und andere, die auch nun von Neuendorf und Plogshagen herbeigekommen waren, standen, langten sie einander emsig die gefüllten Gefäße zu, deren Inhalt vorläufig von den schweigenden Rettern nicht in das Feuer, sondern auf die erst gefährdeten Gebäude geschüttet wurde.

Inzwischen fielen unter den Schlägen der Fremden Ruck auf Ruck die brennenden Häuser zusammen, erstickten dadurch schon teilweise die Flammen, deren gänzliches Erlöschen durch verschiedene Mittel, besonders durch hinaufgeworfene Erde bewirkt wurde.

Bald schwand der grelle Feuerschein, ein trübes

Licht erhellte nur noch die Gegend, welche gleichsam unter einem Dach von Rauchwolken lag. Als der Morgen im Osten graute, war die Hälfte des Dorfes unzweifelhaft gerettet. Auf einen Wink des Führers verließen die fremden Männer ihre Arbeit und verschwanden lautlos, wie sie gekommen waren. Nur jener blieb.

Da man nun des Wassers nicht mehr bedurfte, eilte auch der Major wieder den Berg hinauf und auf den Fremden zu, welcher den Ortsbewohnern noch einige Verhaltensregeln gab.

»Ja, er ist es!«, rief der Major, »Sie leben wirklich noch, Kapitän Dyk?«

Der Kapitän war dem Major ebenfalls entgegen gegangen und erwiderte dessen herzlichen Händedruck lächelnd.

»Wie Sie sehen, Herr Major!«, antwortete er.

»Schön, Kapitän Dyk!«, fuhr der Major, seine Hand immer noch haltend, fort. »Aber wie kommen Sie heute gerade zu so gelegener Zeit?«

»Es freut mich, Ihnen stets gelegen zu kommen«, erwiderte der Kapitän, »denn sonst ist es eigentlich mein Los, jeder Zeit ungelegen zu kommen - übrigens sehen Sie nur dorthin, das erklärt, warum ich kommen musste - ich befinde mich in ähnlicher Lage, wie jene.«

»Ah, Ihr Schoner mit gebrochener Stenge!«, rief der Major, »das ist herrlich. Nun werde ich doch das Glück haben, Sie einige Zeit bei mir zu sehen!«

»Nicht lange, Herr Major«, sagte der Kapitän, »mei-

ne Zeit ist gemessen, der Schaden kann in vierundzwanzig Stunden ausgebessert sein.«

»Bei Ihrer starken Mannschaft allerdings!«, rief der Major schnell. »Wissen Sie, das war ein Glück, viel Hände machen bald ein Ende. Sie fahren wohl stärker als sonst?«

»Es ist jetzt wirklich Krieg!«, sagte der Kapitän, leicht errötend, »man muss auf alle Fälle vorbereitet sein!«

»Freilich, freilich!«, rief der Major »und für dieses arme Dorf ist Ihre Vorsicht ein offenes Glück. Doch kommen Sie jetzt, wir sind überflüssig geworden, und ich denke, ein gutes Frühstück wird uns nach der Arbeit munden. Meine Frau und Töchter werden sich wundern und freuen, Sie zu sehen!«

Der Kapitän errötete wiederum leicht und verbeugte sich, während beide aufbrachen.

»Nur nicht zu bescheiden, lieber Dyk!«, sagte der Major herzlich, »wir müssen uns sogar freuen, wenn Sie erscheinen. Ich wünschte nur, dass Sie überwintern möchten - doch hören Sie, Freund, hier wird noch auszuhelfen sein. Am Bord von Schiffen ist manches Überflüssige ...!«

»Ich habe in dieser Hinsicht bereits Befehle erteilt!«, unterbrach ihn der Kapitän.

»Ah - immer derselbe!«, rief der Major. »Kapitän, wenn der Ausdruck für einen Mann passte, würde ich Sie einen Engel nennen - eine Art Halbgott sind Sie mindestens ...!«

»Wenn Sie mich nur nicht eines Tages für das Ge-

genteil halten werden!«, sagte der Kapitän fast rau, »man hat dergleichen schon erlebt!«

»Nichts für ungut, lieber Dyk!«, fuhr der Major fort, »ich weiß es wohl, dass Schmeichelei einen Mann beleidigen muss, doch wollte ich eigentlich nur einen Scherz machen. Ich bin heute so froh, so glücklich, das macht natürlich zum Teil das Gelingen unseres Werkes, zum anderen jedoch Ihre Ankunft!«

»Sie sind sehr gütig, Herr Major!«

»Übrigens, mein teurer Dyk, hätten Sie nur zwei Tage früher kommen dürfen, um noch einen Bekannten, der Ihnen auch verpflichtet ist, treffen zu können. Der Graf Staelswerd hat hier wieder Station gehabt und ist erst vorgestern abberufen worden!«

Der Kapitän zuckte bei dieser Mitteilung leicht zusammen und seine Stirn verfinsterte sich. »Wirklich?«, murmelte er.

»Ja, ja!«, antwortete der Major, »doch kommen Sie, guter Freund.«

Beide Männer schritten Grieben zu.

XIV. Ein deutliches Zeichen

Im Herrenhaus von Grieben war die Zeit, welche wir übersprungen hatten, in gewisser Hinsicht ziemlich eintönig verstrichen.

Dennoch gab es zwei Vorfälle, die zu eng mit den folgenden Begebenheiten der Geschichte zusammen-

hingen, um sie unerwähnt zu lassen.

Herbeigeführt wurden dieselben durch die eben gebotene Situation und obwohl sie nicht gerade schlimm genannt werden konnten, erregten sie doch einige Unruhe.

Wir wissen, dass der alte Klassen beauftragt war, von dem Wrack zu bergen, was noch geborgen werden konnte.

Klassen ging dabei so gewissenhaft zu Werke, wie es einem Mann seines Charakters und Standes zuzutrauen war.

Die Utensilien des Schiffes waren fast noch alle vorhanden, und hatten überhaupt nur wenig gelitten.

Klassen nahm daher Leute an, ließ jene aus dem Wrack an das Land schaffen und danach das Letztere durch Sachverständige besichtigen.

Diese erklärten den Rumpf noch für brauchbar und dass deshalb eine Abbringung desselben vom Strand nötig sei.

Dies war nun allerdings eine Arbeit, zu der dem alten Seemann sowohl Hände als auch Mittel fehlten, weshalb er über den Ausspruch der Sachverständigen zu berichten genötigt war.

Hätte Klassen das Wrack ruhig abrechen lassen, krähte vielleicht kein Hahn mehr danach, aber sein Bericht machte die Admiralität aufmerksam.

Statt einer Anweisung oder Order für sein Verhalten erschien eines guten Tages eine Kommission, untersuchte das Schiff und verhörte schließlich Klassen sowie den Fähnrich.

Bei diesen Verhören kam so viel heraus, dass man auch noch andere Personen vernahm und wenn diese auch meistens nur vom Hörensagen sprachen, so schien die Kommission doch von einer Pflichtvernachlässigung der Führer des Fahrzeuges die Überzeugung bekommen zu haben.

Kurz, Wardow sowie Klassen wurden verhaftet und als Gefangene nach Stralsund geführt, was namentlich in der Familie des Majors Bedauern hervorrief.

Indessen ging diese Angelegenheit vorüber und würde vergessen worden sein, nachdem das Wrack wirklich wieder flott gemacht und fortgeführt worden war, wenn nicht, ehe es geschehen, Staelswerd wieder zurückgekommen wäre.

Staelswerd hatte in kurzer Zeit die ihm vorgeschriebene Tour zurückgelegt. Günstige Winde hatten ihn im Flug überall hingeführt; er hatte die Häfen wie die Meere visitiert, ohne jedoch eine Spur von dem bezeichneten Schiff gefunden zu haben.

Andererseits hatten auch die überall stationierten Kreuzer nichts von dem Schiff gesehen, was doch geschehen sein musste, wenn dasselbe in einen preußischen Hafen zu gelangen versucht hätte.

Ohne eine Spur von dem Piraten entdeckt zu haben, war er daher zum Reservegeschwader zurückgekehrt, um seine Meldung abzustatten, wonach man ihm die Weisung gab, auf seinen alten Posten zurückzukehren.

Staelswerd wäre nun wohl geneigt gewesen, das Ganze für eine Mystifikation zu halten, jedoch gab es

außer anderen Nachweisen über die Existenz des gesuchten Schiffes auch noch die Andeutung Dyks, und dass ein Mann wie dieser nichts falsch gesehen haben werde, musste er unbedingt annehmen.

Das war eine Annahme hinsichtlich Dyks, eine andere aber die, dass er ein Interesse gehabt haben konnte, Staelswerd auf eine falsche Fährte zu bringen, denn bei ruhiger Überlegung schien dem Baron doch manches in dem Benehmen Dyks auffällig zu sein.

Staelswerd hatte seinen Vorgesetzten diesen letzten Verdacht verschwiegen, doch er sprach wiederholt mit Dalström darüber, um dessen Meinung zu erfahren.

Doch Dalström hielt nun einmal Dyk, weil er offenbar ein tüchtiger Seemann war, für einen Ehrenmann und wollte nichts auf denselben kommen lassen.

Dessen ungeachtet war Staelswerd durch das neue Tief nach Stralsund gegangen, um dort womöglich Dyk noch zu treffen.

Er traf so wenig Dyk wie dessen Schiff, welches mit einer Ladung Korn nach Stockholm gegangen sein sollte, ein Umstand, der ebenfalls bei dem gegenwärtigen starken Getreideverbrauch in der Gegend bemerkenswert schien.

Natürlich erfuhr er, dass die Depeschen richtig abgeliefert, aber Dyk ertrunken sein sollte, und ferner, dass Wardow und Klassen sich in Untersuchungshaft befanden.

Staelswerd sprach mit beiden; indessen seine eigentliche Absicht auf Dyk war, durch den mutmaßlichen

Tod desselben vereitelt, weshalb er die Sache fallen ließ und seine Station aufsuchte.

Das alte Verhältnis zwischen der Familie Grieben und Staelswerd stellte sich wieder her. Man bedauerte den Tod Dyks, sprach über die mögliche Strafe der Verhafteten, wodurch die alten Vorfälle immer wieder aufgefrischt wurden.

Staelswerd begann inzwischen Clara den Hof zu machen und derselben endlich seine Liebe zu erklären.

Clara wies den Baron ab, soweit es sich ihrerseits tun ließ, doch Staelswerd, der diesen Bescheid nicht für ernstlich gemeint hielt, überdies bei der Mutter bedeutend in Gunst gekommen war, wendete sich endlich mit seinen Anträgen an den Major.

Grieben war ein wenig erstaunt, als er die Wünsche des Barons vernahm. Dennoch wollte er denselben nicht ohne Weiteres abweisen und überließ es der Tochter, die Entscheidung zu treffen.

Clara hatte jedoch bereits entschieden und der Baron erhielt zu seinem nicht geringen Ärger einen unwiderrufflichen Abschlag.

Natürlich konnte Staelswerd nach diesem Ereignis nicht gut mehr der Familie nahe bleiben und zog sich zurück.

Aber die Eltern Claras hatten bei dieser Gelegenheit einen Blick in das Herz der Tochter tun können. Es schien beiden, als habe diese bereits gewählt, doch konnte man nicht erraten, wie.

Dies war der zweite Grund, wodurch die Familie ei-

nigermassen beunruhigt wurde. Doch beruhigte man sich wieder, als man merkte, dass Clara blieb, wie sie war. Vater und Mutter glaubten deshalb, sich geirrt zu haben.

Inzwischen bekam Staelswerd abermals Order, die Station zu verlassen. Dies fand wenige Tage vor der beschriebenen Feuersbrunst statt.

Als nun Grieben mit dem so plötzlich zur rechten Zeit angelangten und doch wie vom Tode aufgestandenen Kapitän dem Gut zuschritt, erzählte er gesprächig weiter: »Der Herr ist mir fast zu vornehm; dennoch tat er mir bei seiner letzten Anwesenheit die Ehre an, mich in eine recht unangenehme Lage zu bringen. Er warb kurz vor seinem Abgang um die Hand meiner ältesten Tochter.«

Diesmal fuhr der Kapitän so auf, dass es der Major bemerkte.

»Ja, ja!«, sagte er lebhaft, »wundern Sie sich nur, er tat es, trotzdem wir in der Politik so weit auseinander gehen, und ich ... nun, wenn das Mädchen ihm geneigt gewesen wäre, – ein Vater muss da schon Rücksicht nehmen. Doch das Mädchen rettete mich aus der Verlegenheit. Es schlug seine Hand aus!«

»Staelswerd wäre überdies kein Mann für Fräulein Clara!«, murmelte der Kapitän.

»Ganz meine Meinung!«, rief Grieben, »doch sehen Sie, da sind wir ja alle!«

Diesen letzten Ausruf des Majors veranlasste die Erscheinung der drei Damen, die um die hohe Einfriedigung des Gutsgartens, den die Männer bereits er-

reicht hatten, traten.

»Kinder!«, fuhr er fort, »das Unglück ist nur halb so groß, wie es hätte werden können, und dies ist der Mann, dem wir solche Wendung verdanken. Kennt Ihr ihn wohl noch? Er lebt, trotzdem wir ihn so lange bereits als einen Toten betrauert hatten.«

Ein heftiger Schrei antwortete diesen Worten; es war Clara, die denselben ausgestoßen hatte. Zugleich sank das Mädchen ohnmächtig zusammen. Indessen war Dyk schnell hinzugesprungen und hatte sie in seinen Armen aufgefangen.

Auf die Andeutung des Vaters hatten auch die Schwester und die Mutter Dyk erkannt, nur gaben sie ihre Überraschung in weniger heftiger Weise zu erkennen.

Bei der Ohnmacht Claras erschrakten alle heftig. Auch der Major sprang ihr bei. Obwohl sie sich bald erholte, musste sie doch in das Haus geführt werden.

»Mein Gott! Ich glaube, das Mädchen hat Sie für ein Gespenst gehalten!«, sagte der Major beim Eintritt in das Haus zu Dyk.

XV. Eine neue Überraschung

Clara hatte den Kapitän keineswegs für ein Gespenst gehalten; eher hätten es noch die anderen tun können wie sie.

Wer liebt, hofft, das ist eine bekannte Sache. Aus die-

sem Grund allein schon hätte Clara an dem Tod Dyks zweifeln können, solange sein Leichnam nicht gefunden oder sein Tod nicht auf andere unumstößliche Weise festgestellt worden war.

Indessen hatte sie noch einen anderen Grund, die Hoffnung, Dyk einst wiederzusehen, nicht ganz schwinden zu lassen, und dieser lag in einer Mitteilung des alten Nehls.

Nehls hatte nämlich ebenso gut wie Sophie die Vorliebe der jungen Dame für schwarze Bänder bemerkt.

Für gewöhnlich zwar nicht berufen, eine Unterhaltung mit den Gliedern der herrschaftlichen Familie zu führen oder sie anreden zu dürfen, hatte der Alte es dennoch einmal gewagt, als sich die Gelegenheit eben bot.

»Es gefällt Ihnen wohl nicht mehr auf unserer lieben Insel, gnädiges Fräulein?«, begann er, »man sieht Sie stets nur betrübt und traurig.«

»O, doch!«, antwortete Clara, »ich wüsste wenigstens nicht, dass ich mir schon dergleichen hätte merken lassen!«

»Das wohl nicht«, fuhr der Lotse fort, »doch Sie zeigen außerdem so viel Schwarz, wie alle Damen auf ganz Rügen zusammen nicht, und das, meine ich, müsste etwas zu bedeuten haben.«

Clara errötete. »Ich muss gestehen, dass ich eine Vorliebe für Schwarz habe«, sagte sie ausweichend.

»Nun, jeder Mensch hat so etwas, woran er besonders hängt«, sagte der alte Mann. »Ich selbst hätte seit einiger Zeit etwas Schwarz anlegen mögen, wenn es

wahr wäre, was man unlängst gesprochen hat.«

»Ihr meint wohl die Vorfälle in Stockholm?«, fragte Clara.

»Nein, gnädiges Fräulein!«, sagte der Lotse, »es handelt sich um den Tod eines Mannes, den ich gern hatte.«

Claras Antlitz wurde von Neuem, und zwar noch tiefer, durch ein glühendes Rot überzogen.

»Kapitän Dyk!«, sagte sie fast unwillkürlich.

»Den meine ich«, sagte Nehls, »aber er ist nicht tot!«

»Wie – nicht?«, rief Clara, »was wisst Ihr von dem Kapitän?«

»Eigentlich nichts«, fuhr jener fort, »ich weiß nur, dass er nicht tot sein kann. Ertrunken soll er sein, welche Torheit, ein solcher Mann ertrinkt nicht so leicht!«

Clara hatte nach diesen Worten ihre Überlegung wieder erlangt. Sie hatte sich indessen schon zu sehr verraten und forschte deshalb weiter.

Doch Gewissheit konnte ihr Nehls nicht geben. Er führte zwar seine, und wie er meinte, guten Gründe an, sie zu überzeugen. War es nun hiermit auch nur schwach bestellt, so begann Clara doch, wieder zu hoffen. Diese Hoffnung sollte sie auch nicht betrügen.

Nur war das Erscheinen Dyks zu plötzlich, ohne alle Vorbereitung, namentlich nach einer in Schrecken durchwachten Nacht.

»Es ist dein Retter in Person, Mädchen«, fuhr der Major fort, »erhole dich – Kapitän, wie ich schon sagte, es hieß, Sie wären ertrunken. Sie werden uns das später erklären, wie es gekommen ist.«

»Gewiss!«, sagte Dyk, »ich kann es schon jetzt.«

Dyk erzählte, wie er an Land zu tun gehabt hatte und dort aufgehalten sei. Er habe diese Landung absichtlich ein Geheimnis sein lassen wollen.

»Geht uns auch nichts an!«, meinte der Major.

Clara erholte sich inzwischen wirklich. Sie bat alle um Verzeihung wegen des ihnen verursachten Schreckens. Man entschuldigte gerne. Nur die Mutter warf Clara einen so scharfen Blick zu, dass sie dabei erröte-te.

»Wir müssen gleich ein Abkommen treffen, Kapitän«, sagte dagegen der Major, »ich bin nämlich nicht willens, Sie so schnell wieder fortzulassen. Woher kommen und wohin gehen Sie, lieber Dyk?«

Dyk stutzte einen Moment. »Aus Schweden«, entgegnete er dann langsam, »ich gehe nach Greifswald. Nachdem mir gestern Abend die Stenge gebrochen war, konnte ich den Sturm nicht länger abwettern und musste hier Schutz suchen!«

»Nun, sehen Sie, teurer Kapitän!«, fuhr jener fort, »das ist eine Bestimmung des Schicksals. Zurück können Sie in diesem Jahr doch nicht mehr. Ihr Schiff liegt hier so gut wie auf dem Ryk – also bleiben Sie den Winter bei uns!«

»Lassen Sie uns später darüber sprechen«, sagte der Kapitän nach einer kurzen Pause, »das hängt nicht von mir ab.«

»Nun, wie Sie wollen, doch so leicht kommen Sie nicht davon - Frau, lasse auftragen, was ganz Grieben hergeben kann!«

Während die Frau ging, den Frühstückstisch herrichten zu lassen, zogen sich die Töchter bescheiden zurück. Der Major nahm dagegen den Gast an ein Fenster und fuhr in der alten Weise und Redseligkeit zu sprechen fort. Nach kurzer Zeit bat die Frau, zu Tisch zu kommen.

Die Unterhaltung während des Mahles wurde lebhaft, besonders als noch der Prediger erschien, welcher eigentlich Bestimmungen über die Verteilung der von dem Schiff gelieferten Kleidungsstücke und dergleichen einzuholen gekommen war, aber von dem Major zu Tisch genötigt wurde. Der Gegenstand derselben bildete die Feuersbrunst, ihre vermutliche Entstehungsart, ihre Unterdrückung und so weiter, wobei der Pastor sich reichlich in Danksagungen gegen den Kapitän erging.

»Recht so!«, rief der Major, »fahren Sie nur fort, lieber Huldreich. Damit das Maß voll werde, helfen Sie mir, den Kapitän zu bereden, dass er bei uns überwintere.«

»Das will ich gewiss tun!«, antwortete der Prediger, »oder noch besser, wir wollen die Damen bitten, den Herrn Kapitän umzustimmen. Ich meine, deren Wünsche dürften hierbei am schwersten ins Gewicht fallen!«

»Wahrhaftig!«, rief der Major »daran habe ich noch gar nicht gedacht. Frau, Kinder, ihr sorgt mir, dass der so werthe, flüchtige Gast bleibt, wenigstens wiederkehrt, um uns einige Wochen zu schenken!«

Schon bei den Worten des Predigers war Clara errö-

tet. Bei der Rede des Vaters schwand die Röte zwar, doch sie schwieg, während ihre Schwester und Mutter sofort begannen, den Wünschen des Vaters nachzukommen.

Da krachte plötzlich ein Kanonenschuss durch das Tosen des Wetters draußen. Dyk hob langsam den Kopf.

»Was ist das?«, fragte der Major.

»Ich habe vergessen, zu sagen, dass noch ein Schiff in Sicht gekommen ist!«, antwortete der Prediger.

Dyk horchte hoch auf. In demselben Moment fast erschien der Verwalter des Gutes.

»Die Brigg des Herrn Baron Staelswerd!«, meldete derselbe, »hat eben um den Dornbusch gelegt und ist am Entendorn vor Anker gegangen. Ein Boot kommt zu Lande!«

»Da haben wir es!«, rief der Major sichtlich ärgerlich.

»Also der Herr Baron sind wieder da?«, meinte der Prediger ebenso sichtlich erfreut.

Die Damen warfen sich fragende Blicke zu, Clara so bleich wie eine Leiche, während ihr Blick flüchtig das Gesicht des Kapitäns Dyk streifte.

Dieser hatte einen Moment bei der Meldung des Verwalters die in seinen Händen befindliche Gabel und das Messer krampfhaft umfasst, dann jedoch fuhr er kalt und ruhig fort, das vor sich habende Stück Schinken zu zerschneiden.

»So lange habe ich diesen Sturm im Stillen gesegnet!«, meinte der Major, »doch der Wind, welcher uns den feinen Herrn zurückweht, kann kein guter Wind

sein ... Vielleicht wird er den Winter bleiben.«

Bis auf den Pastor, unangenehm durch das Eintreffen des Grafen berührt, ließ die Tischgesellschaft nun die Unterhaltung bis auf einzelne Bemerkungen über die mutmaßlichen Ursachen der Rückkehr desselben fallen. Nach einer Stunde ungefähr wurde der Graf gemeldet.

»Wird mir sehr angenehm sein!«, antwortete der Major dem meldenden Diener.

XVI. Der böse Wind

Der Major hatte seine letzte Äußerung in einer Weise gemacht, die gar nicht zweifeln ließ, wie willkommen ihm der Besuch des Barons Staelswerd im Grunde genommen war.

Dennoch erhob er sich, demselben entgegenzugehen, um ihn zu empfangen und zu bewillkommen.

Staelswerd war zu viel Weltmann, um nicht die Bedeutung dieser scheinbaren Freundlichkeit zu erkennen und errötete, während er sich verbeugte.

»Sturm und Unwetter bringen mir werthe Gäste«, sagte dagegen der Major. »Sie sind der Zweite, Herr Baron. Jenen Herren dort darf ich Ihnen wohl nur als den Ersten bezeichnen, Sie werden ihn ohnehin kennen!«

Staelswerd erblasste. Ob dies nun aber infolge der Doppeldeutigkeit geschah, die in der Rede des Majors

lag, oder ob der Blick Dyks den Farbwechsel seines Gesichts hervorrief, blieb zweifelhaft.

Denn Dyks große Augen hatten in diesem Moment etwas in sich, was man verzehrendes Feuer nennen könnte. Und seine Stirn zeigte sich so drohend, dass sie wirklich ein furchtbares Aussehen hatte.

Doch diese Zeichen der Bewegungen im Inneren Dyks schwanden schnell. Er erhob sich, verbeugte sich leicht und blieb stehen, als Staelswerd seine Begrüßung nicht erwiderte, sondern sich dem Major zuwendete.

»Ich muss um Verzeihung bitten, Herr Major, dass ich hier erscheine!«, sagte er wieder mit vollkommener Sicherheit in der Stimme. »Es wäre mehr als rücksichtslos von mir, wenn es nach dem Vorgefallenen geschähe, ohne dass ich mich mit dem Gebot der Pflicht entschuldigen dürfte!«

Diese Worte, deren Ton zuletzt kalt und scharf wurde, machte einen bedenkenden Eindruck auf alle Glieder der Gesellschaft.

Sophie, das muntere unschuldige Kind, sah in demselben nur die gereizte Stimmung des abgewiesenen Werbers um die Hand der älteren Schwester und lächelte still vor sich hin.

Clara fühlte durch den eisigen Ton, welchen der Baron angenommen hatte, ihr Herz unangenehm getroffen. Sie hätte demselben mehr Edelmut zugetraut, als derselbe in diesem Augenblick ihrer Meinung nach an den Tag legte.

Die Mutter fühlte inniges Bedauern mit dem Mann,

dessen vornehme Manieren ihm ihre Gunst erworben hatte, und blickte verlegen vor sich nieder.

Der Prediger Huldreich räusperte sich und rückte mit seinem Stuhl. Wahrscheinlich dachte er daran, das Vermittleramt zu übernehmen, welches zwar für seinen Stand jedoch, wie wir bald sehen werden, nicht zu der gegenwärtigen Situation passte.

Dyk allein schien nun vollkommen ruhig zu sein, als gingen ihm eben die gesprochenen Worte nichts an.

Der Major dagegen nahm bei denselben eine ernste Haltung an, denn wenn er auch geneigt war, gegen den Baron Staelswerd alle Rücksichten des Anstandes zu beobachten, so war der Kommandeur einer Kriegsbrigade doch eine zu geringe Person für ihn, wenn derselbe rein geschäftlich oder amtlich mit ihm zu verhandeln hatte.

»Das ist etwas anderes, mein Herr!«, sagte er scharf. »Wünschen Sie vielleicht mit mir in ein anderes Zimmer zu gehen?«

»Nein, Herr Major«, antwortete der Baron, »denn meine Anwesenheit gilt Ihnen nicht direkt. Ich habe an Sie nur die Bitte um Entschuldigung zu richten, wenn ich hier jemand suche, um mit demselben eine kleine Unterhaltung zu führen.«

Der Major machte ein etwas erstauntes Gesicht und blickte zu Dyk hinüber, um dessen Mund sich nun ein leichtes Lächeln zeigte. Der Major verbeugte sich und trat einen Schritt zurück.

»Verzeihung, meine Herrschaften!«, fuhr Staelswerd, sich an die Tischgesellschaft wendend, fort,

»ich musste Sie leider stören. Kapitän Dyk, darf ich Sie bitten, mir eine Viertelstunde zu schenken?«

»Ich darf mir natürlich nicht anmaßen«, sagte Dyk spöttisch, »etwas besser zu wissen als der Baron Staelswerd, doch soweit die Sache mich betrifft, bin ich der Ansicht, dass unsere Geschäfte Zeit hätten!«

Staelswerd presste seine Lippen zusammen und zeigte auf verschiedene Weise, dass sein Stolz empfindlich verletzt worden war, doch er fasste sich bald wieder; seine Stimme blieb ruhig.

»Dennoch sollten Sie gerade, mein Herr«, antwortete er, »sich beeilen, das kleine Geschäft zu beenden.«

»Durchaus nicht so sehr!«, entgegnete Dyk, »um dadurch Störung in einer Familie und einer Gesellschaft zu veranlassen, gegen die wir beide Rücksichten zu nehmen haben!«

»Gerade deswegen!«, sagte der Leutnant nun jedoch mit bebender Stimme, »ich tat mehr, als ich tun durfte, wenn ich Sie bat, mir eine Viertelstunde zu schenken!«

»Ich würde Ihnen nicht nur eine Viertel-, sondern sogar eine halbe Stunde mit Vergnügen später geschenkt haben!«, antwortete Dyk, »doch nun keine Viertelminute!«

»Mein Herr!«, rief Staelswerd auffahrend.

Dyk verbeugte sich.

Wenn zwei Leute sich zürnend einander gegenüber-treten, so gibt es einen gewissen Höhepunkt, der nicht überstiegen werden darf, ohne dass die Folgen unangenehm, mitunter sogar furchtbar werden.

Dieser war nun jedenfalls von den beiden streitenden Männern erreicht und zu erkennen, dass keiner nachgeben, sondern jeder auf seinem Boden fest stehen werde.

Für die Zeugen dieser Begegnung hatte dieselbe viel Unerklärliches; nur das leuchtete den Männern wenigstens ein, dass sich der Baron auf seine amtliche Stellung, der Kapitän dagegen auf die gewöhnlichen Schicklichkeitsregeln zu stützen schien.

»Einen Augenblick, meine Herren!«, sagte deshalb der Major in der besten Absicht, »sollte es sich um Schmuggel handeln, so bürge ich für den Kapitän; Kapitän Dyk hat sich ebenso benommen, dass vielleicht ganz Hiddensee für ihn bürgen dürfte!«

»Jawohl, Herr Baron!«, fiel der Prediger ein. »Gottes Gnade hat den braven Kapitän wiederum zu seinem Werkzeug gemacht, das Gute zu vollbringen - seine Hand ist sichtbar auf ihm!«

»Ich danke!«, sagte Dyk in scherzhaftem Ton. »Ein Diener des Herrn kann keine Unwahrheit sagen!«

Staelswerd kämpfte inzwischen unbedingt einen harten Kampf mit sich selbst. Seine finstere Stirn, sein bleiches Gesicht und seine zusammengekniffenen Lippen deuteten dies an.

»Meine Herrn, ich bitte Sie zu glauben!«, sagte er, »dass ich eben darauf Rücksicht genommen habe. Doch jede Rücksicht hört auf, wenn Herr Dyk sich länger weigert, mir zu folgen!«

»Ich weigere mich!«, sagte Dyk kalt.

In diesem Augenblick und gerade, als der Baron den

Mund öffnete, krachte ein Kanonenschuss, dann ein zweiter, ein dritter und endlich eine ganze Salve.

Man fuhr auf; nur Dyk blieb sitzen und blickte den Baron mit einem eigentümlichen Ausdruck seines Auges an.

»Das haben Sie nicht erwartet?«, fragte er ruhig. »Ich dächte, damit könnte alles abgemacht sein!«

Doch der Baron, welcher sich schnell von seiner Überraschung erholte, warf den Kopf stolz empor.

»Sie irren!«, sagte er bestimmt. »Ich bin Offizier im Dienst meines Staates und Vaterlandes - Peter Jacobson, ich verhafte Euch im Namen des Reichsrates und Gesetzes wegen Schmuggel, Spionage, Diebstahl, Raub und Piraterie!«

Der Baron war bei diesen letzten Worten näher getreten und hatte seine Hand auf die Schulter des Kapitäns gelegt.

Wenn plötzlich eins der Geschosse, welche draußen gewechselt wurden, durch die Decke des Zimmers unter die Gesellschaft gefallen wäre, so hätte die Wirkung dieses Ereignisses nicht ärger sein können als diejenige, welche die Worte des Barons hervorriefen.

Peter Jacobson war schon seit fast einem halben Jahrhundert ein gefürchteter Name, und wenn die Gegend auch nie der eigentliche Schauplatz seiner Taten gewesen war, so war der Ruf derselben doch ziemlich laut bis in diesen Winkel gedrungen. Die Frauen sahen daher mit Schreck, der Pastor mit Entsetzen und der Major wenigstens mit so großem Stauen auf den Kapitän, dass er mit geöffnetem Mund

starr dastand.

Draußen donnerte indessen das Geschütz der offenbar kämpfenden Schiffe weiter fort, und die Situation der Gesellschaft war nun wirklich eine unangenehme geworden.

»Das ist viel auf einmal!«, sagte Dyk vollkommen ruhig. »Und deshalb auch eigentlich zu viel!«

»Es ist ja gar nicht möglich!«, rief der Major endlich aus. »Der Kapitän ist ja noch ein junger Mann!«

»Ganz recht!«, erwiderte Staelswerd. »Was der Vater begonnen hatte, setzt der Sohn fort!«

Das war allerdings mehr, als man zu hören erwarten konnte und, ob nur aus diesem Grund oder weil der Schreck erst jetzt vollkommen wirkte, laut aufschreiend sank Clara abermals ohnmächtig zusammen.

XVII. Eine Ladung Korn nach Stockholm

Es ist nirgends zu ersehen, dass in der Stadt Stralsund jemand näher um die Hauptgeschäfte des Freibeuters oder, wie man ihn damals nannte, Freischiffers Peter Jacobson gewusst habe. Dagegen ist sicher, dass Kaufleute oder ein Kaufmann durch ihn und seine Fahrzeuge Korn von dem schwedischen Pommern nach dem preußischen schaffen ließ, welches daran bereits Mangel empfand.

Dieser Kaufmann, an den Schiff und Ladung von Stockholm aus gesendet worden, war es denn auch,

der die verhaftete Mannschaft des Schoners *Merkur* sowie das Schiff selbst requirierte.

Als jene Erstere zu diesem Zweck auf die Kommandantur geführt worden war, befand sich auch der Kaufmann dort, den wir Mallis nennen wollen, obwohl dies nicht sein richtiger Name war.

Herr Mallis war bekannt, gewagte Geschäfte zu betreiben und daher sollte auch, was leicht erklärlich war, sein Reichtum stammen.

So wie die Entlassung der Leute stattgefunden hatte, übernahm Herr Mallis dieselben, schickte sie mit einem klingenden Ersatz ihrer Gefängnisleiden an Bord des Schoners und nahm van Swieten mit sich zum Essen, wie dies gewöhnlich von Reedern mit den Kapitänen oder Befehlshabern der Schiffe, die ihnen Waren zuführen, geschieht.

»Ich bedaure sehr den Unfall des Kapitäns«, sagte der Kaufmann unterwegs zu dem Maat, »nebenbei wird dies am Ende auch unsere Geschäfte beeinflussen!«

»Das war wohl die Hauptsache, mein Herr Mallis!«, erwiderte der Holländer sehr langsam, »doch unter uns, der Kapitän ist nicht ertrunken, sondern nur an Land gegangen, ohne dass es jemand anderes als ich wusste.«

»Also in Geschäften, die nicht mit mir gemacht werden sollen?«, sagte der Kaufmann ärgerlich.

»Und die auch nicht mit Ihnen gemacht werden können«, entgegnete Swieten trocken, »doch ängstigen Sie sich nicht deshalb, Herr. Ihr Vorteil bleibt im-

merhin reichlich genug bemessen.«

»Nun, nun!«, machte Mallis mit einem prüfenden Seitenblick, »ich bin ja auch zufrieden; doch offen gesagt, kann ich aus den Angaben meines Korrespondenten nicht recht klug werden. Er schreibt mir, ich solle volles Vertrauen in den Kapitän setzen. Derselbe habe unbeschränkte Vollmacht und unbegrenzten Kredit – ist denn etwa Schiff und Ladung Eigentum des Kapitäns?«

»Das Schiff ja, die Ladung nicht!«, antwortete der Steuermann. »Diese gehört dem Absender und jetzt Ihnen gegen ...«

»Ja, das weiß ich – nun, so oder so; wir werden uns schon verständigen, wenn der Kapitän kommt.«

»Der kommt diesmal nicht, Herr!«, sagte Swieten; »Sie müssen sich schon mit mir begnügen!«

»Sie sind mir schon recht!«, meinte der Kaufmann lächelnd, »doch ich habe bereits so viel vom Kapitän Dyk gehört, dass ich ihn gerne kennen lernen möchte.«

Swieten gab dem Kaufmann nun den Blick, welchen jener erst auf ihn geworfen hatte, zurück, sagte jedoch nichts.

Inzwischen war man auch vor Mallis Haus angelangt und trat ein. Während des Essens benahm sich Swieten ganz wie ein Mann von Welt, wenigstens wie jemand, der nicht zum ersten Mal an dem Tisch eines reichen Mannes speist.

Frau und Tochter des Kaufmannes waren von Anfang an zugegen, ein Sohn desselben erschien erst

später und wurde nach Beendigung der Mahlzeit beauftragt, die Löschung der Ladung des *Merkur* zu beaufsichtigen.

Swieten empfahl sich und verließ in Begleitung des jungen Mannes das Haus.

Mehrere Tage vergingen nun, während man sich tüchtig auf dem *Schoner* regte. Die alte Ladung wurde gelöscht und fortgeschafft, die neue, aus Roggen bestehend, eingenommen. Sie war beigestaut und das Schiff fast segelfertig, als eines Abends ein junger Seemann das Verdeck des *Schoners* betrat und nach dem Kapitän fragte.

Man führte ihn zu Swieten, der den kleinen Mann mit prüfendem Blick betrachtete und dann lächelte.

»Ihr kommt von Herrn Mallis?«, sagte der Holländer.

»Ja, Herr«, erwiderte jener.

»Und sollt am Bord bleiben?«

»Ganz recht.«

»Euer Name?«

»Joachim Nettelbeck.«

»Nun, Nettelbeck!«, sagte van Swieten, »die Leute müssen ihre guten Gründe gehabt haben, dass Sie Euch gerade schickten. Man kann der Schilderung niemals ansehen, was im Schiff steckt – Ihr aber, meine ich, versteht uns zu führen?«

»Ich verstehe es!«, sagte der junge Mann kurz.

»Dann kommt in die Kajüte!«

Es war am nächsten Morgen noch sehr früh, als der *Schoner* loswarf und von einer Anzahl seiner Matro-

sen aus dem inneren Hafen in den äußeren bugsiert wurde. Eine Stunde später kam ein Lotse an Bord, und der Anker, vor den man das Schiff gelegt hatte, wurde aufgenommen. Der *Merkur* lief und kreuzte den Gellen hinauf, dem rügenschcn Boden und dem neuen Tief zu.

Im neuen Tief, welches man mittags klar machte, wurde der Schoner von einem der Wachschiffe angehalten und untersucht. Danach setzte er seine Reise fort und stand zwei Stunden vor Sonnenuntergang auf der Höhe von Wittow. Der Wind wehte steif aus Norden; in dem Augenblick war nirgend ein anderes Segel zu sehen.

»Es dürfte Zeit sein!«, sagte Nettelbeck zu Swieten, als er sich über jenen Umstand Gewissheit verschafft.

»Gut«, antwortete der Holländer und auf sein Kommando legte das Schiff um. Das Bugspriet desselben stand, als es wieder Fahrt gewonnen hatte, Ost mit einem Strich nach Süden.

Bei der scharfen Briesc lief der Schoner unter seinen breiten Segeln schnell wieder herab und es dauerte keine Stunde, bis man die Segel der verschiedenen Stationsschiffe erblickte.

Die Mannschaft sah verwundert auf Swieten und den für sie immer noch rätselhaften jungen Mann. Sie konnte die Absichten der beiden nicht erraten.

Dies fand auch offenbar seitens der Flottenschiffe nicht statt; wie konnten sie auch ahnen, dass der gerade auf sie herabkommende Bursche nicht zu ihnen gehöre.

Inzwischen trat die Abenddämmerung ein, ohne dass es eigentlich finster zu werden versprach. Der Schoner glitt bis zu der Linie der Kreuzer hinab, luvte hier einen Strich auf und ließ die schwedische Flagge zur Gaffel emporsteigen.

Es war ein kühnes Unternehmen, welches der alte Swieten nun, im Verein mit dem jungen Seemann, auszuführen im Begriff war.

Freilich konnte das Schiff sich als ein schwedisches ausweisen, seine Papiere waren für diesen Zweck in Ordnung, doch war es von seinem Kurs abgewichen und dies verdächtigt in Kriegszeiten jedes Fahrzeug.

Indessen rechneten die beiden kühnen Seeleute nicht darauf, visitiert zu werden, sondern nahmen an, dass man das Schiff für einen Aviso halten werde, wozu die kühne Takelage desselben über dem berechtigzte.

Mehrere Stunden hindurch durfte denn auch von dem Schoner gelten, dass das Glück stets dem Mutigen hold sei. Man richtete zwar Nachtgläser auf den kecken Burschen, rief auch hier und da herüber, doch schien keins der Schiffe Verdacht zu fassen. Dagegen steuerte die vor Kolberg stationierte Fregatte dem Nahenden entgegen, vielleicht in der Vermutung, dass sie einen Befehl erhalten solle.

Sowohl Swieten als auch Nettelbeck erkannten dies sofort, aber ihrem Ziel so nahe, hatten sie nicht mehr Lust, sich einer Visitation zu unterwerfen.

»Nun, Herr!«, meinte der junge Seemann, »wenn Ihr mir jetzt das Kommando überlassen wollt, dürfte es

gut sein!«

»Gut!«, antwortete Swieten.

Nettelbeck trat an das Steuerrad, gab einen Befehl und ließ, während die Mannschaft an den Brassen arbeitete, den Schoner um ganze acht Strich der Windrose abfallen. Der *Merkur* rannte wie ein scheues Pferd der Küste zu.

Nun war es heraus. Auf der Fregatte ertönte Pfeifen und Kommando, ein Anruf schien den Offizieren derselben gar nicht mehr nötig. Die kühne Wendung, welche der junge Nettelbeck, hier sein erstes Debüt als kühner Schiffer gebend, den Schoner machen ließ, hatte alles verraten. Es gab sogleich Feuer.

Swieten sah indessen mit Bewunderung auf den kühnen Jüngling. Die kleine Gestalt desselben schien doppelt so groß zu werden, seine Augen blitzten durch die Nacht und seine Griffe in das Rad verrieten eine bedeutende physische Kraft.

»Jetzt wollen wir einmal sehen, was Eure Jungen in der alten *Flora* leisten!«, rief er Swieten zu und jeden Augenblick ertönte ein neues Kommando über das Verdeck hin. Die Matrosen kamen nicht zu Atem.

Doch die alte *Flora* machte auch ihrem neuen Namen Ehre. Sie schoss wie ein echter Meertümmeler, bald hierhin, bald dorthin, sodass die schwedische Fregatte in keine bestimmte Lage zu dem Schoner kommen konnte.

Inzwischen wurden die nächsten Schiffe durch das Geschützfeuer herbeigerufen. Sie kamen in Sicht und begannen ebenfalls die Jagd.

»Jetzt merkt auf!«, sagte Nettelbeck, »ich will meinen Namen nicht länger mit Recht führen, wenn nicht ein Paar dieser Burschen in der nächsten Stunde festsetzen!«

Swieten sagte nichts. Er bat gewiss dem jungen Mann im Stillen ab, wenn er ihn früher gering schätzte.

Nettelbeck manövrierte indessen mit derselben Kühnheit weiter. Die genaue Kenntnis der Ostsee, durch welche er später einen so bedeutenden Ruf erwarb, erleichterte ihm seine Aufgabe. Während er sich dem Hafen seiner Vaterstadt näherte, verleitete er seine Verfolger, ihm zwischen die Riffe, welche sich am norddeutschen Strand in drei Parallelen hinziehen, zu folgen.

Bald genug auch zeigte sich die Wirkung davon. Die schwedischen Seeleute mit den Pforten derselben unbekannt, wollten fort und fort ihre Bewegungen ausführen wie früher. Noch ehe eine halbe Stunde vergangen war, saß eine der Fregatten fest.

»Jetzt den Adler hoch«, rief Nettelbeck.

Swieten lächelte und die preußische Flagge zeigte sich an der Gaffel. Die Schweden mussten sie in der hellen Sommernacht erkennen.

Die Schiffe hatten sich während der Zeit dem Land genähert. Die heftige Kanonade hatte die Aufmerksamkeit der Kolberger erregt. Einige derselben wussten ja, was sie zu bedeuten hatten und warteten mit Sehnsucht auf dieselbe.

Auf dem Fort Münde zeigte sich ein starkes Licht

und diesem zu kehrte Nettelbeck sofort den Schoner. Die Schweden nahmen unter fortgesetztem Feuer die Richtung auf.

Doch bald saß auch der zweite Verfolger fest. Nach kurzer Zeit mischten sich die schweren Stücke des Forts in die Sache und zwangen nunmehr die dritte Fregatte zurückzubleiben.

Für Nettelbeck galt es indessen nun einen sicheren Blick und eine feste Hand zu zeigen. Er zeigte beides; einem edlen Renner gleich, der im wildesten Lauf doch seinem Herrn auf das leiseste Zeichen gehorcht, lief der Schoner herab und mit vollen Segeln in die schmale Mündung der Persante hinein. Das Bollwerk des Ufers war mit Menschen bedeckt, die in ein lautes Hurra ausbrachen. Die schwedischen Matrosen des Schoners, die aus alter Gewohnheit ihre Schuldigkeit getan hatten, wussten sicher nicht, wie ihnen geschah.

Sobald das Schiff Segel geborgen und befestigt hatte, sprang Nettelbeck an Land und auf einen höheren Offizier zu, der ihm erst die Hand reichte, dann aber umarmte.

Es war der Oberst von Heyden, damals Kommandant von Kolberg, in welcher Festung es bereits am Getreide mangelte; derselbe ließ sich auch Swieten vorstellen, dankte ihm und fragte eifrig nach dem Kapitän Jacobson.

Inzwischen war bereits der Raum des Schiffes geöffnet worden. Eine Anzahl Männer von Gewicht übernahmen die Verteilung des Getreides an die herbeistürmenden Verlangenden.

Während des ganzen Restes der Nacht strömten Leute aus der Festung zum Hafen und zurück, um ihren Anteil an dem damals bereits selten gewordenen Getreide zu erhalten.

Swieten und Nettelbeck mussten sofort den Kommandanten begleiten. Ersterer wurde überall mit Auszeichnung aufgenommen.

XVIII. Das kleine Boot

Der Schoner war entladen, die schwedischen Matrosen, welche denselben in den Kolberger Hafen geführt, waren festgenommen, weil man nichts Besseres mit ihnen anzufangen wusste. Swieten wohnte allein im Schiff und wartete; denn seine Instruktionen waren zu Ende.

Es vergingen einige Wochen auf diese Weise.

Da langte ein Kurier von der Armee des Königs in Kolberg an und in seiner Begleitung befand sich Kapitän Jacobson.

Der Oberst von Heyden nahm den kühnen Schiffer gut auf; nächst dem aber fand er in den Depeschen weitere Weisungen für den Kapitän, unter anderen ein eigenhändiges Schreiben des Königs an seine Schwester, die Königin von Schweden.

Der Kommandant setzte den Kapitän von den ihn betreffenden Sachen in Kenntnis und Jacobson erklärte sich sofort bereit, die Aufträge zu übernehmen.

»Aber wie ausführen?«, fragte Heyden.

Jacobson lächelte.

»Ich hoffe doch«, sagte er, »dass sich in der Stadt und Umgegend ein volles Hundert Männer finden werden, die der See gewohnt sind und mit ihnen fürchte, ich die ganze schwedische Flotte nicht!«

Man sprach weiter über den Gegenstand und kam zu dem Beschluss, den Schoner zu armieren und den Versuch zu machen, die Leute zu seiner Bemannung zu finden.

Dies gelang denn auch mit Hilfe Nettelbecks ganz leicht; es fanden sich sehr bald die nötigen zweihundert und zwei Köpfe; der Oberst von Heyden gab zur Armierung des Schiffes zwei Zwölf- und zehn Sechspfünder her und so war der Merkur in ein Kriegsfahrzeug verwandelt.

Die Arbeiten auf dem Schiff hatte Swieten allein geleitet. Während aber dasselbe ausgerüstet ward, war Jacobson mit einem halben Dutzend Zimmerleute unter einem Werkschuppen tätig.

Was sie dort machten?

Es war am Abend des letzten Tages, der zur Instandsetzung des Schoners gedient hatte und obgleich noch immer nicht zu weit in der Jahreszeit vorgerückt, doch unheimliches Wetter.

Vom Mündertor der Festung her schritten eilig zwei Männer durch die Pfannschmieden dem Hafen zu. Beide waren in Mäntel gehüllt.

»Wir haben wirklich Glück!«, sagte einer derselben: »Dies Wetter darf uns als gute Vorbedeutung gelten,

Herr Oberst!«

»Ihr Seeleute habt darin einen eignen Glauben«, meinte der Angeredete, Oberst von Heyden, »mir erscheint es unheimlich genug!«

»Deshalb eben«, antwortete Kapitän Jacobson, sein Begleiter, »ich hoffe der junge Nettelbeck wird es zu benutzen verstehen.«

»Oh daran ist kein Zweifel!«, erwiderte der Oberst, »er hat schon böseres zu benutzen gewusst, aber Sie wollten mir Ihren Plan mitteilen!«

»Er ist einfach genug!«, sagte Jacobson, »der Schoner läuft aus, bindet, wenn es sein muss mit dem Kreuzer an. Hat er überhaupt nur, und das kann nicht fehlen, Aufmerksamkeit erregt, so folge ich in dem Boot. Der Schoner mag nun durchkommen oder wieder zurückgetrieben werden, ich entschlüpfe sicher in der Dunkelheit und mache je nachdem, die weitere Reise in dem Schoner oder in dem Boot.«

»Aber sich in einem Boot der See anzuvertrauen?«, meinte der Oberst.

»Nun Herr Oberst!«, antwortete Jacobson, »im Kriege ist der meistens der Glücklichere, der wagt, und ich wage nicht einmal tollkühn, denn diese finnischen Boote sind sicher.«

»Das kann ich natürlich nicht beurteilen!«, murmelte der Oberst.

Die beiden Männer langten auf der Münde und bei dem Arbeitsschuppen an.

In demselben fanden sie Swieten und zwei andere Männer, alte verwiterte Burschen; es waren zwei Lot-

sen.

Bei der trüben Laterne, welche den Schuppen erhellte, konnte man das nach Jacobsons Anweisung und finnischen Mustern erbaute Boot erkennen.

Dasselbe war sehr lang und nur so breit, dass in seiner Mitte höchstens zwei Personen nebeneinander sitzen konnten. Vorder- und Hinterteil waren vollkommen gleich und vorn ein halbes Verdeck. Ein Einsatzmast, Sprit- und Focksegel sowie Riemen waren im Boot befestigt, was man sonst zu brauchen gedachte, unter dem Verdeck beigestaut.

Was aber besonders ins Auge fiel, war die Schwäche der Planken und Spanten, aus denen das Fahrzeug gezimmert war.

»Eine reine Nusschale!«, murmelte der Oberst.

»Auch fast so leicht wie eine solche«, sagte der Kapitän.

Jacobson schickte danach die Lotsen fort, den einen, um in dem Schoner zu bleiben, den anderen, um ein paar Matrosen zu holen; beide jedoch eigentlich nur, um sie zu entfernen.

»Herr Oberst«, begann er dann, »ich gestehe Ihnen jetzt selbst, dass mein Unternehmen nicht gefahrlos ist und ich dabei meinen Untergang finden kann; doch das ist ein Los, welches ich von Kindesbeinen an vor Augen gehabt habe, es ist deshalb nicht von Wichtigkeit. Dagegen liegt mir daran, das Vermächtnis meines Vaters und Großvaters auf jemand zu übertragen, weil ich keinen Sohn habe, der mir folgen könnte. Dieser Holländer hier ist dazu nicht der Mann, so

tüchtig er sonst sein mag, auch ist ihm im Grunde mein Zweck gleichgültig. Doch wird er meine Befehle ausführen und diese gehen dahin, Swieten. Nach meinem Tod übergebt Ihr meine fünf Schiffe und mein ganzes Hab und Gut in Anweisungen auf die Banken von London, Amsterdam und Kopenhagen, dem Herrn Oberst von Heyden - und Sie Herr Oberst erfüllen dann meine Bitte. Nach meinem Tod kann ein solches Geschenk auch einen König nicht verletzen.«

»Verlassen Sie sich auf mein Wort«, antwortete der Oberst.

»Gut mein Herr!«, sagte Jacobson.

Das Eintreten des Lotsen, welchem zwei Männer folgten, unterbrach das Gespräch und der Kapitän wies die Matrosen an, das Boot an den Fluss zu tragen.

Zur Verwunderung des Obersten hoben die Männer das Fahrzeug ganz leicht auf und trugen es ohne besondere Anstrengung davon; einige Sekunden später schwamm es bereits auf der leicht wogenden Persante.

Wie die Natur der Sache es erheischte, war das Unternehmen des Kapitäns geheim gehalten. Dennoch hatte man im Publikum davon erfahren und sich trotz der Nacht Zuschauer eingefunden.

Eine Stunde vor Mitternacht sollte der Schoner in See stechen; als die Zeit da war, warf man mit möglichster Stille und Vorsicht los.

Als das Schiff die Mitte des nur schmalen Flusses gewonnen, breiteten sich die Segel wie Gespenster über dasselbe aus, sie fingen den Wind und zogen; lautlos

glitt das Fahrzeug zwischen den Molen entlang. Wie eine lichtere Wolke zeichnete es sich dort noch einen Moment gegen die schwarze Nacht ab und war dann verschwunden. Man hörte nichts als das Rauschen des Windes und das dumpfe Rollen der Wogen. Die auf dem Vollwerk befindlichen Menschen lauschten atemlos.

Eine Viertelstunde verging indessen.

»Jetzt ist auch meine Zeit gekommen!«, sagte Jacobson zu dem Oberst, »also gelingt es jetzt dem Schoner nicht durchzukommen, so läuft er so oft aus, bis es gelingt. Böda auf Oeland habe ich mit Swieten als den Ort unseres Zusammentreffens verabredet.«

Der Oberst und der Kapitän schüttelten einander die Hände, und Letzterer sprang leicht in das Boot, in dem sich schon der Lotse, welcher im nötigen Falle die verlangte Reise mitzumachen entschlossen war, befand. Gleich darauf glitt das leichte Fahrzeug in die Nacht hinein.

Wie die Natur der Sache es erheischte, war das Unternehmen des Kapitäns geheim gehalten. Dennoch hatte man im Publikum davon erfahren und sich trotz der Nacht Zuschauer eingefunden.

Eine Stunde vor Mitternacht sollte der Schoner in See stechen. Als die Zeit heran war, warf man mit möglichster Stille und Vorsicht los.

Als das Schiff die Mitte des nur schmalen Flusses gewonnen hatte, breiteten sich die Segel wie Gespenster über dasselbe aus, sie fingen den Wind und zogen. Lautlos glitt das Fahrzeug zwischen den Molen ent-

lang. Wie eine lichtere Wolke zeichnete es sich dort noch einen Moment gegen die schwarze Nacht ab und war dann verschwunden. Man hörte nichts als das Rauschen des Windes und das dumpfe Rollen der Wogen. Die auf dem Bollwerk befindlichen Menschen lauschten atemlos.

Eine Viertelstunde verging indessen.

»Jetzt ist auch meine Zeit gekommen!«, sagte Jacobson zu dem Oberst, »also, gelingt es jetzt dem Schoner nicht durchzukommen, so läuft er so oft aus, bis es gelingt. Böda auf Oeland habe ich mit Swieten als den Ort unseres Zusammentreffens verabredet.«

Der Oberst und der Kapitän schüttelten einander die Hände und Letzterer sprang leicht in das Boot, in dem sich schon der Lotse, welcher im nötigen Fall die verlangte Reise mitzumachen entschlossen war, befand. Gleich darauf glitt das leichte Fahrzeug in die Nacht hinein.

Auch nach dessen Entfernung verging eine Viertelstunde wie die vorige; dann jedoch blitzte es plötzlich im Nordwesten auf und ein dumpfer Krach rollte mit Wind und Wogen heran.

Es hatte sich offenbar zwischen dem Schoner und einem oder mehreren der Wachschiffe ein Kampf entfacht, der bis zum Morgen dauerte. Beim Anbruch des Tages kam das Fahrzeug mit vollen Segeln wieder zum Hafen zurück und lief, ohne bedeutenden Verlust gehabt zu haben, ein. Dagegen war von dem Boot keine Spur mehr zu entdecken.

XIX. Louise Ulrike

Die schwedische Krone ist eine Dornenkrone, hat einer ihrer Träger gesagt, und mehr oder weniger dürfte dies Urteil wohl für die Kronen aller Länder Gültigkeit haben.

Indessen hat es wohl selten jemand mehr empfunden, wie bitter zu Zeiten Krone und Purpur werden können, als Adolph Friedrich und Louise Ulrike von Schweden.

Der tapfere König Karl X., der kräftige Karl XI. halten jene mächtige Adelspartei, welche in Schweden stets nach der Herrschaft rang und sich als Stütze des zweiten und dritten Standes durch Gewährung gewisser Rechte bediente, teils in Zaum gehalten, teils in bestimmte Schranken verwiesen.

Karl XII., der noch kräftiger, noch kühner als beide war, kannte kein anderes Gesetz, als seinen — sagen wir gleich gerechten — Befehl oder Machtspruch; unter ihm waren der Kabinettsrat und der Senat willenslose Werkzeuge, die er nicht einmal um ihren Rat fragte.

Dies hatte jene stolze Aristokratie, die sich jedoch nicht einmal gerne so nennen hörte, zu unangenehm empfunden, und bis heute ist noch nicht aufgeklärt, welche Hand und in welchem Dienste die Kugel abgefeuert, welche die Schläfe des nordischen Helden traf.

Karl war damals achtunddreißig Jahre alt, und nach den gewöhnlichen Gesetzen der Natur, durfte bei sei-

ner festen Gesundheit nicht sobald auf den Eintritt seines Todes gerechnet werden. Dessen ungeachtet rechnete eine gewisse Clique darauf, und zwar auf den Tod durch eine Kugel.

Es kann nicht in der Absicht eines Romans liegen, die Geschichte zu berichtigen; doch dürfte jene Meinung schwer ins Gewicht fallen, wenn man sie mit dem Umstande in Verbindung bringt, dass der noch vorhandene Hut des Königs nur ein Loch zeigt, welches höchstens eine Pistolenkugel schlagen konnte, während er doch durch eine Geschützkugel getötet worden sein soll.

Noch mehr Zweifel zu erregen ist der Umstand geeignet, dass man auf den vorausgesehenen Fall bereits die Thronfolge bestimmt und den Thron nur unter gewissen Bedingungen fortzugeben beschlossen hatte.

Karl hatte seinen Neffen, den Herzog von Holstein, zum Erben seiner Krone und Reiche bestimmt; Kenner des höheren Staatsrechts haben auch später behauptet, dass ihm dies Erbe Zustand.

Jene Partei wollte die Schwester des Königs zur Königin erhoben wissen, wenn sie auf die gestellten Bedingungen einging, und die Schwester Karls XII. erkaufte eine ihr vielleicht nicht gebührende, vielleicht gar mit dem Blut des Bruders absichtlich gefärbte Krone, indem sie die Macht derselben fortgab.

Seit diesem Thronwechsel befand sich die Partei der sogenannten Patrioten recht wonnig und wohl, ja, als sie abermals den Thron durch Wahl besetzen und Bedingungen vorschreiben konnte, geschah dies im

größtmöglichen Umfang.

Adolph Friedrich blieb daher wenig Macht und Louise Ulrike, die Schwester Friedrichs II., des Großen, welche gehofft hatte, eine mächtige Fürstin zu werden, sah mit Schrecken, dass sie nichts weiter als eine Staatspuppe sein sollte.

Doch die Königin gehörte nicht umsonst dem Hause Brandenburg an, wollte nicht umsonst die Schwester eines großen Königs sein. Sie wollte die Macht der Krone auf den früheren Stand zurückführen, sie fühlte dazu die Kraft in sich.

Louise Ulrike hatte sich in dieser Hinsicht getäuscht; ja wenn auch ihr Gemahl die ihr eigene Energie besessen hätte, der ungleiche Kampf beider wäre dennoch fruchtlos geblieben, denn beide waren Fremde in Schweden, ein Umstand, der in diesem Land gerade von größerer Bedeutung ist als in jedem anderen.

Doch die Königin vergriff sich auch in den von ihr angewendeten Mitteln zur Erreichung des Zieles. Es fehlte ihr zu dem Willen die nötige Beurteilung der eigenen als auch der gegnerischen Kräfte.

Die Königin ließ sich zunächst durch den Enthusiasmus bei ihrer Vermählung und Krönung zu der Annahme verleiten, dass sie die Liebe aller Schweden gewonnen und sie nur winken dürfe, um Gehorsam zu finden.

Sie machte infolgedessen den Fehler, ihre Ansichten und Absichten unverhohlen zu zeigen, ein Fehler, wodurch sie ihre Gegner warnte und die Aufmerksamkeit derjenigen wach rief, die gegen eine Verbindung

mit Preußen waren.

Anhang erhielt Louise Ulrike, doch welchen? Idealistische Schwärmer, Romanhelden, Unzufriedene und Fremde; das Letztere besonders war eine üble Sache.

Die angespannten und von der Königin begünstigten Intrigen führten zu keinem guten Resultat, die politischen Händel hörten nicht auf und hatten meistens ein tragisches Ende.

Dessen ungeachtet fanden sich immer neue Schwärmer, welche das Banner der Königin erhoben. Es kam bereits dazu, dass selbst das Königspaar von dem mächtigen Reichsrat unter der Hand verwarnt worden war.

Man kann sich denken, wie sehr dies die stolze Königin empörte. Und während sie ihrem Gemahl Vorwürfe machte, dass er eine solche Beleidigung und Herabwürdigung hinnehme, warf sie sich mit verdoppelter Energie auf Versuche, die Verfassung umzustößen.

Dieselben nahmen einen höchst unglücklichen Verlauf; ein Komplott, welches wahrscheinlich nicht in seinem ganzen Umfang entdeckt, wurde durch die Unvorsichtigkeit einiger Teilnehmer verraten.

Nachdem die bezeichneten oder bekannt gewordenen Glieder desselben zum Teil erst nach hartnäckiger Gegenwehr verhaftet worden waren, begann ein Hochverratsprozess, in dem sich die Schuld von acht der festgenommenen Personen unzweifelhaft herausstellte.

Diese Zahl bildeten drei Offiziere, vier Unteroffiziere und ein Diene. Der Hervorragendste an Stellung unter diesen war ein Graf Brahe, zugleich Oberst; der Bedeutendste an Intelligenz und Kraft ein Unteroffizier Puke, früher Kapitän in holländischen Diensten, dessen Herkommen und Vaterland nicht einmal bekannt waren; also ein vollkommener Abenteurer, wozu man die Wichtigkeit des Ganzen zu beurteilen vermag.

Doch mit dem Ende dieses Prozesses wurde die Sache vom Reichsrat und Senat noch nicht als beendet betrachtet. Man wagte zu beraten, was mit der Königin geschehen solle. Einen Augenblick schwebte die hohe Dame in wirklicher Gefahr; nur wenig Stimmen überboten die Zahl der Partei, welche auch sie zur Untersuchung ziehen wollte.

Es wurde endlich der Beschluss gefasst, sie durch eine Deputation verwarnen und ermahnen zu lassen. Dieser Ermahnung und Verwarnung sollte seitens der Königin eine Anerkenntnis der ihr zuteil gewordenen Rücksicht, also Gnade, folgen, verbunden mit dem Versprechen, künftig die Gesetze des Landes zu achten und zu respektieren.

Die königliche Familie hatte seit dem Beginn des traurigen Handels Stockholm auf Weisung des Reichsrats verlassen und wurde in dem Lustschloss Drottingholm gewissermaßen bewacht.

Louise Ulrike hatte dort zugleich eine Anlage – China genannt – wo sie Tee zu trinken pflegte. Der Name des Lustortes war insofern bezeichnend, als die ganze

Einrichtung nach chinesischem Gebrauch und Muster getroffen war.

Als der Königin in diesem Aufenthalt die Nachricht zuging, was der Senat betreffs ihrer beschlossen hatte, war ihr Schreck groß, fast größer jedoch noch ihr Zorn und es kostete große Mühe, sie zu bewegen, den bitteren Kelch zu leeren.

Nur dadurch, dass auf die leidenschaftlichste Erregung der so tiefgekränkten Frau, eine vollkommene geistige wie körperliche Abspannung folgte, wurde es möglich, sie zu bestimmen, die Deputation zu empfangen.

Die Ankunft derselben war auf den nächsten Tag angesetzt und erfolgte auch an diesem; sicher aber war es nicht königlich von der hohen Dame und keinesfalls konnte es die gegen sie erregten Gemüter besänftigen, dass sie die Abgeordneten sechs Stunden antichambrieren ließ.

Dieser Beweis ihrer Nichtachtung der Abgesandten des Landes konnte nur bei denselben noch mehr Erbitterung hervorrufen. Und wirklich war die Rede des Sprechers der Deputation, eines Bischofs, auch nichts anderes als eine donnernde Philippika.

Louise Ulrike, welche den Männern ihren ganzen Stolz fühlen zu lassen beabsichtigte, wurde dadurch gebrochen – vielleicht fühlte sie selbst, dass sehr viel Wahres in der Rede des ausgezeichneten Mannes lag.

Wenigstens hatte man die Rücksicht, ihr die Zugeständnisse vorzusprechen und sich mit ihrem *Ja* auf dieselben zu begnügen.

Als sich die Deputation entfernt, war die Königin einer Ohnmacht nahe. Durch verschiedene schnell angewendete Mittel wieder gekräftigt, erhob sie sich mit ihrem ganzen Stolz.

»Ja, diese Krone ist eine Dornenkrone«, sagte sie, »ich empfinde es jetzt.«

Mit heftigen Schritten ging sie im Gemach umher, ohne des freundlichen Zuspruchs des wirklich von ihr geliebten Gemahls zu achten; doch plötzlich wendete sie sich zu ihm.

»Schweden hatte«, sagte sie heftig, »seit Sie den Thron desselben bestiegen, keinen König - es hat jetzt auch keine Königin mehr. Ich will mich darin fügen, der Schatten einer solchen zu sein, doch ...!«

Die Königin wendete sich plötzlich nach ihrem ältesten Sohn um und fuhr auf ihn zeigend fort: »Du wirst mich rächen, Gustav!« Nach diesen Worten verließ Louise Ulrike schnell das Gemach.

XX. Ein Tropfen Balsam

Es war der Königlichen Familie nach dem Besuch der Deputation in Drottningholm gestattet, wieder nach Stockholm zurückzukehren.

Doch Louise Ulrike war weit davon entfernt, an dergleichen zu denken; Stockholm war ihr verhasst geworden.

Außerdem fühlte sich die Königin zu tief verletzt,

nicht durch die Rüge des Senats, sondern die Art, wie sich die Bewohner der Hauptstadt bei dieser Gelegenheit benommen hatten.

Ein glänzender Ball war dem Morgen vorangegangen, an dem die Verhaftung ihrer Anhänger erfolgte.

Diese hatten oder wenigstens der Graf Brahe hatte der Königin Versicherungen gemacht, nach denen man der Garnison sicher sei, und dass die Erhebung jeden Moment stattfinden könne. Tumult in der Stadt würde den Schlossbewohnern den Beginn, den Fortgang und den Sieg der Sache der Krone, an dem gar nicht zu zweifeln sei, verkünden.

Tumult entstand denn auch am nächsten Frühmorgen früh. Er kam von den Ausläufen her, welche die wütende Verteidigung der vier mitverschworenen Unteroffiziere in ihren verschiedenen Wohnungen veranlasste. Die Königin glaubte jedoch, es sei das Zeichen und ihre Freude; ihre Äußerungen waren es, welche sie besonders kompromittiert hatten.

Das Geschrei des Volkes war jedoch, wie sie später erfuhr, nicht für, sondern gegen sie erhoben.

Nebenbei wollte sie aber auch dem verräterischen Hofpersonal, welches jene ersteren Ausbrüche verbreitet hatte, fern bleiben. In Drottningholm brauchte sie nur die treuen Diener um sich zu dulden.

Die Königin blieb also, und wo sie war, blieb auch ihr abhängiger Gemahl und ihre Familie; doch Louise Ulrike war auch für diese einen Tag nicht zu sprechen. Fremde wollte sie nie mehr sehen, nie mehr annehmen.

Nun, in den nächsten Tagen meldeten sich dergleichen auch nicht eben viel; nur eine Person suchte am Morgen des anderen Tages um Audienz nach, wurde jedoch ohne Weiteres abgewiesen.

Am nächsten Tag erschien der Mann mit demselben Gesuch wieder, um in eben der Weise abgefertigt zu werden.

Doch der Audienzsuchende schien hartnäckig zu sein, er kam am dritten, am vierten und so weiter, bis acht Tage um waren.

An diesem letzten wollte der Kammerdiener den Zudringlichen grob abweisen.

Doch kaum hatte er die ersten Worte in dieser Hinsicht gesprochen, als ihm der Mann eine schwere Hand auf seine Schulter legte und ihn mit blitzenden Augen ansah.

»Mann«, sprach er dabei, »du bist ein Verräter deiner Herrin, wenn du mich nicht augenblicklich zu derselben führst!«

Diese, von der aller sonstigen Bittsteller verschiedene Weise, um eine Audienz bei der Königin nachzusuchen, blieb nicht ohne Wirkung.

Der Kammerdiener erschrak und glaubte vielleicht zuerst, er habe es mit einem Verrückten zu tun; doch ein genauerer Blick in die Züge desselben ließ erkennen, dass dem nicht so sei.

»Wer seid Ihr denn?«, rief der Mensch noch immer nicht gefasst. »Was wollt Ihr?«

»Ich bin Kapitän eines Schiffes und will die Königin sprechen!«, antwortete der Fremde, »ich bringe Nach-

richten für dieselbe von außerhalb!«

Nochmals betrachtete der Diener den Mann und entfernte sich dann.

Es dauerte lange, bis derselbe wieder erschien, doch endlich kam er mit der Aufforderung an den Mann, ihm zu folgen.

Nachrichten von außerhalb? Dies war es vielleicht, wodurch es dem Mann gelungen war, Zutritt zu erhalten und den Vorsatz der Königin zu ändern.

Das Zimmer, in welches der Diener den Fremden führte, wurde in dem Lustschloss von der königlichen Familie meistens zu ihrem Zusammensein benutzt.

Louise Ulrike saß auf einem bequemen Polsterstuhl neben ihrem Gemahl, die Kinder des hohen Paares und ein Fräulein von Knesebeck waren ebenfalls zugegen. Der Fremde blieb nach einer Verbeugung an der Tür stehen.

Louise Ulrike betrachtete den Mann aufmerksam; sie kannte ihn nicht.

»Wer sind Sie?«, fragte sie endlich.

»Mein Name dürfte Eurer Majestät nicht bekannt sein«, sagte er, einen Blick umherwerfend, »ich nenne mich Dyk und bin der Führer eines Schiffes!«

Die Königin hatte den Blick des Kapitäns verstanden.

»Liebe Knesebeck!«, sagte sie, »führen Sie die Kinder hinaus!«

Die Hofdame kam dem Befehl nach.

»Nun sprechen Sie!«, sagte die Königin.

»Majestät«, fuhr Jacobson fort, »vor Kurzem wurde

mir die Ehre zuteil, mit gewissen Mitteilungen an König Friedrich ...!«

»Ah ... Sie ...!«, rief die Königin auffahrend.

»Der Kapitän ...!«, murmelte Adolph Friedrich erschreckt und flüsterte seiner Gemahlin zu: »Um Gotteswillen, bedenke ...!«

Doch die Königin erhob sich stolz; eine echt königliche Regung zeigte sich in ihrer ganzen Bewegung.

»Keine Macht der Erde kann und soll mich hindern«, sagte sie, »von meinem erhabenen Bruder Nachrichten zu empfangen. Ich habe keinen Krieg mit ihm - ich habe auch seinem Volk nicht den Krieg erklärt. Was bringen Sie mir, Kapitän?«

Jacobson zog ein Etui hervor und überreichte es der Königin, die dasselbe öffnete und mehrere Briefe daraus hervornahm. Sie trat beiseite, dieselben zu lesen, der Kapitän zur Tür.

Plötzlich wendete sich die Königin schnell zu ihrem Gemahl. »Lies!«, sagte sie.

Der König kam diesem Wunsch nach, doch auf ihn machte der Inhalt des Schreibens sichtlich nicht den angenehmen Eindruck wie auf die Königin.

Adolph Friedrich trat derselben mit unverkennbarer Besorgnis im Gesicht näher. Beide sprachen längere Zeit leise, doch erkannte der Zeuge dieser Szene deutlich den spöttischen Ausdruck im Gesicht der Königin.

Es ist schwer zu sagen, ob die Königin in der Angelegenheit zwischen Preußen und Schweden recht oder unrecht handelte.

Doch es dürfte auch ebenso noch fraglich sein, ob Schweden das Recht hatte, seine Königin so zu behandeln, wie es geschehen war.

Jedenfalls war sie durch eine solche Behandlung aufs Äußerste gebracht. Außerdem konnte sie niemals den Krieg Schwedens gegen den Bruder billigen.

»Meine Macht ist zu Ende«, sagte sie endlich, zu Dyk gewendet, »direkt kann ich nicht mehr tun, als bereits geschehen ist; doch ich freue mich, dass ich auch nur so viel leisten konnte. Der Krieg zwischen Schweden und Preußen wird ein Spiel bleiben; das Blut, welches darin vergossen wird, komme über die Häupter seiner Anstifter!«

Der Kapitän verbeugte sich.

»Wann kehren Sie zurück?«, fragte die Fürstin.

»Sofort, Majestät!«, antwortete jener.

»Sagen Sie meinem Bruder, was Sie hier gesehen und erfahren haben«, sprach die Königin, »ein Mehreres wäre von meiner Seite zu gewagt. Nehmen Sie außerdem diesen Ring als ein Andenken von mir!«

Dyk empfing den Ring und entfernte sich auf einen Wink der Königin. Diese stand längere Zeit sinnend da.

»Nun wohl, Ihr Herren des Reichsrats und Senats«, sagte sie endlich, »eine Tochter Brandenburgs, die sich in Eurer Gewalt befindet, mögt Ihr tyrannisieren, doch dem Schwert Preußens dürftet Ihr nimmer gewachsen sein.«

XXI. Maria Arvedson

Im alten Ritterhaus zu Stockholm ging es bereits seit einigen Tagen lebhaft, man kann wohl sagen, skandalös zu, denn die Partei der Mützen verlangte nach Beendigung der Sache der Königin energische Kriegführung, mit Aufwendung aller zu Gebote stehenden Mittel gegen Preußen, wogegen die Partei der Hüte protestierte.

Das Volk von Stockholm, seit der Braheschen Verschwörung noch immer bedeutend aufgeregt, nahm lebhaften Anteil an den gepflogenen Verhandlungen und belagerte deshalb stets in bedeutender Masse das Ritterhaus, um sofort von den gefassten Beschlüssen Kenntnis zu erhalten.

Im Allgemeinen war jedoch die Menge dem Krieg abgeneigt und es war nicht selten, dass die sogenannten Patrioten von derselben bei ihrem Erscheinen verhöhnt wurden.

Diese Zeichen durften als gefahrdrohend betrachtet werden. Es war deshalb auch für beständig ein Teil der Polizei der Hauptstadt anwesend und mit ihnen ihr damaliger Chef, der Polizeidirektor Lagerbjelke.

Der Direktor war ein ganzer Mann in feiner Art; er diente nun der oben schwimmenden Partei und diente später der anderen, wie dem König Gustav III. gegen jene noch besser.

Zur Erleichterung der Geschäfte hatte er im Ritterhaus selbst ein Büro etabliert und teilte die Zeit seiner Anwesenheit im Haus zwischen Verrichtung der lau-

fenden Geschäfte und der Beobachtung des Reichsrats und Senats.

Er war eben an seinem Pult beschäftigt, als ein untergeordneter Diener hastig und fast atemlos eintrat, um sich ihm sofort zu nähern.

»Wieder verloren!«, sagte der Manu keuchend, ohne die Erlaubnis zum Sprechen abzuwarten, »ich glaube, der Mensch muss hexen können!«

Lagerbjelke hatte die einem Polizeidirektor so nötige Eigenschaft der Kaltblütigkeit im höchsten Grade. Er nahm die Spitze der in seiner Hand befindlichen Feder zwischen die Zähne und sah den Mann durchdringend an.

»Hexen, nein!«, antwortete er langsam, »er scheint nur schlauer zu sein als mein bester Spion. Und das beweist, dass alle nichts taugen; ja, es ist ein Elend!«

»Herr Direktor!«, begann der gescholtene Mensch kleinlaut.

»Still!«, befahl sein Vorgesetzter. »Bestelle mir die Arvedson zu zwölf Uhr in meine Wohnung.«

Der Mann ging und der Direktor arbeitete bis zu der angedeuteten Zeit ruhig weiter, dann verließ er das Büro, um sich in seine nicht allzu ferne Wohnung zu begeben.

Er war noch nicht lange dort gewesen, als die von ihm bestellte Person gemeldet wurde. Lagerbjelke befahl, sie einzulassen.

Gleich darauf erschien Maria Arvedson, damals noch eine junge Person, später Schwedens berühmte Phytia, deren Ruf fast noch den der französischen

Lenormand übertraf.

Die Arvedson war ein großes, schlankes Frauenzimmer, nicht schön und nicht hässlich, aber mit dem unverkennbaren Ausdruck einer gewissen Schwärmerei im Auge und in den Zügen.

Ihre Kleidung bestand in einem einfachen schwarzen Überrock, einem Tuch und einer kleinen, dunkelfarbigen Kappe.

Bis vor Kurzem war Marie der Gegenstand des Spottes gewesen, man verlachte ihre Vorhersagungen und verachtete sie selbst.

Doch seit wenigen Monaten hatte sich dies geändert. Es war bekannt geworden, dass sie die Geliebte des mitverurteilten und hingerichteten Unteroffiziers Paul Puke gewesen war, und dies machte sie interessant. Man behauptete sogar, dass sie die Katastrophe der Braheschen Verschwörung vorhergesagt habe, und dies gab ihr Wichtigkeit.

Endlich hatte auch Puke sie zur Erbin seines, für einen Mann seines Standes ziemlich bedeutenden Vermögens gemacht und somit gewissermaßen reich geworden, hatte das übrigens verwaiste Mädchen auch an Ansehen gewonnen.

Lagerbjelke war der Mann, diese Umstände zu benutzen, um auf den Aberglauben der Mitmenschen zu spekulieren. Er hatte die Wahrsagerin durchschaut. Ob er nun selbst an ihre richtige Voraussagungsgabe glaubte oder nicht, er gab ihr unter der Bedingung, ihm zu dienen, die Erlaubnis, ihr Wesen zu treiben.

Ja, es ist wohl möglich, dass grade er zur Erlangung

ihres bedeutenden Rufes, natürlich in seinem Interesse, beigetragen hat. Bemerkenswert muss noch werden, dass sie Gustav III. den Tod durch die Hand eines Meuchelmörders vorausgesagt haben soll.

Lagerbjelke trat ihr, als sie die Tür geschlossen hatte, sofort entgegen.

»Nun, Marie!«, sagte er, »du hast dich lange nicht sehen lassen. Deine Zeit scheint sehr beansprucht zu werden, doch du darfst deine Freunde nicht vergessen. Hast du ein Verzeichnis der Personen mitgebracht, die in der letzten Zeit deinen Ruf erproben wollten?«

Marie Arvedson nahm, ohne ein Wort zu sagen, ein Papier aus ihrem Kleid und reichte es dem Beamten hin, der es mit sichtbarem Interesse überflog.

Doch bald machte derselbe ein verdrießliches Gesicht.

»Er ist nicht darunter!«, murmelte er. »Hast du nicht von einem Fremden namens Dyk gehört?«

»Nein!«, antwortete die Arvedson, »ich kenne so wenig den Namen, noch habe ich ihn in Person gesehen!«

»Nun, Marie!«, fuhr der Direktor fort, »ich muss wissen, wer der Mann eigentlich ist, was er treibt oder beabsichtigt. Vorgeblich ist er ein Schiffskapitän, dessen Fahrzeug irgendwo außerhalb liegt, doch ich glaube dies nicht. Kannst du mir nähere Auskunft über den Mann geben?«

»Sobald ich ihn sehe, ja!«, antwortete Marie bestimmt.

Lagerbjelke schellte. Derselbe Mann, welcher ihm erst die erwähnte Meldung gemacht hatte, trat ein.

»Zeigt der Arvedson den Menschen!«, sagte er kurz und gab zugleich durch einen Wink mit der Hand zu erkennen, dass beide verabschiedet waren.

Die Aufgabe des Polizeibeamten mochte ihm wohl nicht besonders behagen, denn er brummte, während er auf der Straße neben der Arvedson herging, die er in ein Gasthaus auf dem Blasiiholm führte.

Beide mussten indessen lange warten. Es wurde fast Abend., ehe der Observierte zurückkehrte, um durch das Gastzimmer, wo er sich einen Schlüssel von der Wand nahm, in ein anderes zu gehen.

Marie Arvedson schien bei seinem Anblick zu erschrecken, doch fasste sie sich bald und sah lange vor sich zu Boden.

»Lasst uns gehen!«, sagte sie endlich, und beide begaben sich wieder zu dem Direktor.

Lagerbjelke war bereits ungeduldig geworden und trat den Leuten deshalb mit heftigen Schritten entgegen.

»Nun!?«, rief er, zugleich befehlend und fragend.

»Der Mann ist ein Seefahrer!«, sagte die Arvedson kurz und bestimmt, »aber er ist kein Handelskapital, sondern etwas Schlimmeres, und täuscht mich nicht alles, so ist er der berühmte Jacobson!«

»Unsinn!«, rief der Polizeidirektor, sichtlich enttäuscht nach verschiedenen Papieren suchend. »Jacobson ist hier ganz anders beschrieben. Doch was kann der Mensch wollen?«

»So weit geht meine Kunst für diesmal nicht, es bestimmt zu sagen«, antwortete die Arvedson, »doch meine ich, es leicht zu erraten. Kann ich gehen?«

„Ja!“

Marie entfernte sich. Im Grunde genommen schien Lagerbjelke so klug wie vorher zu sein.

»Ihre Kunst ist wirklich nichts!«, murmelte er, »doch dass der Mensch stets zur selben Zeit denselben Weg nimmt, ist auffällig. Ich muss ihn weiter beobachten lassen!«

Lagerbjelke wollte eben seine Arbeit wieder aufnehmen, als ein anderer seiner Leute erschien. Der Direktor blickte auf.

»Der Schiffskapitän, welcher Ihre Aufmerksamkeit erregt hat«, meldete derselbe, »ist fast eine Stunde in der Kanzlei des Ritterhauses gewesen, nachdem sich alle Beamten bis auf einen entfernt hatten. Ich habe den Letzteren nach Entfernung jenes Mannes sofort festgenommen und dabei dieses Geld und diese Papiere gefunden.«

Lagerbjelke griff nach den mit übergebenen Papieren und fuhr mit einem heftigen Ruck empor. Sofort sprang er zur Klingel und läutete fast Sturm. Eine Anzahl seiner Beamten erschien.

»Folgt mir!«, rief er und eilte, seinen Hut aufsetzend, hinaus. Er schlug die Richtung zum Blasiholm ein, umstellte das Haus und ging hinein.

Der sofort festgenommene Wirt wurde examiniert, konnte indessen nur angeben, was bereits bekannt war. Außerdem erklärte er, der Fremde habe vor

Kurzem sein Haus wieder verlassen. Man musste sich deshalb begnügen, seine Sachen mit Beschlag zu beleghen und seine Rückkehr abzuwarten.

XXII. Eine Warnung

In wichtigen Dingen einen Augenblick versäumt, bedeutet nicht selten so viel, als alles aufs Spiel setzen.

Jacobsons verschiedene vergebliche Wege nach Drottningholm hinauf, konnten als ein solches Versäumnis gelten. Sie führten dazu, dass sein Inkognito verraten wurde.

In einer Hinsicht freilich mochte auch sein längeres Verweilen in der Hauptstadt nicht ohne Nutzen sein, da es seine Ausforschungen vermehrte. Doch dass er eine Ahnung von den möglichen Folgen hatte, zeigte bereits seine Äußerung zum Kammerdiener der Königin.

Nun indessen hatte er seine Aufgabe erfüllt, und seine Rückkehr in das Gasthaus auf dem Blasiholm hatte nur den Zweck, seine Sachen zu packen, um hinterher abzureisen.

Doch Jacobson hatte noch einen anderen Gang; einen Weg im eigenen Interesse zu machen. Dieser führte ihn zum Helenenberg.

Man ahnt bereits, was der Kapitän dort wollte. Er stand auf der Stelle, auf der sein Großvater geendet hatte, wo derselbe dem Parteihass, dem Wahn und ei-

ner kleinlichen Politik zum Opfer gefallen war.

Jacobson kannte genau die Geschichte seines Großvaters mütterlicher Seite, aber sicher hatte die Erzählung des alten Lotsen Nehls die Ereignisse jener Zeit in seinem Gedächtnis aufgefrischt, und gewiss steigerte der Anblick des Hochgerichts seinen alten Groll gegen das Land und das Volk, welches den Baron Görz so schnöde sterben ließ.

Jacobson stand, finster vor sich hinbrütend, da. Die Gegend war einsam, wie wohl fast immer der Ort, an dem die weltliche Gerechtigkeit ihre Urteile vollstrecken lässt. Er durfte also glauben, hier ungestört verweilen zu können.

Dem sollte indessen nicht so sein, denn der Kapitän fühlte sich plötzlich an der Schulter berührt und erkannte, als er sich umblickte, eine Frau, welches ihn mit leuchtenden Augen betrachtete.

»Peter!«, sagte dieselbe, »Peter erkennst du mich?«

»Also doch du?«, rief der Kapitän lebhaft, »ich hätte es nimmer gedacht - wie kommst du überhaupt nach Stockholm?«

»Du kennst den Grund, weshalb man mich in der Heimat verachtete«, fuhr die Frau fort, »sie trieb mich hierher, wo es mir erst nicht besser erging, doch jetzt ist das anders.«

»Ach ja!«, sagte Jacobson, »deine Torheit macht auch andere zu Toren. Ich habe gehört, doch glaubte ich nicht, dass du es seist, denn ich hatte von deinem Namen nur den Vornamen gehört oder behalten - die Leute in den Skären scheinen verständiger als die der

Hauptstadt zu sein!«

»Möglich, Peter!«, sagte die Frau, »du hast mir das Leben gerettet, Marie Arvedson wird vergelten – auch dein Leben ist in diesem Augenblick gefährdet!«

»Das ist es immer!«, sagte der Kapitän ruhig.

»Doch nicht in dem Maße wie jetzt, Peter Jacobson, denn du bist verraten!«

»Wirklich – wer kennt mich hier sonst als du, und du wirst doch nicht ...!«

»Ja, ich habe dich verraten, um Zeit zu gewinnen, dich zu warnen.«

»Das wäre!«

»Du darfst nicht in deine Wohnung zurückkehren, denn sie ist besetzt. Man sucht dich dort. Als ich über den Schlossplatz ging, wurde der Mann verhaftet, mit dem du zuletzt gesprochen hattest!«

»Verdammt!«, murmelte Jacobson; »das kommt mir doch ungelegen!«

»Ich glaube es, doch eile, die Stadt zu verlassen; übrigens hättest du nur aufmerksamer sein dürfen. Ich erwartete dich in jenem Haus, doch du schenktest mir keinen Blick!«

»Ich hatte an anderes zu denken!«

»So denke jetzt an deine Rettung!«

»Und meine Papiere?«

»Sie werden verloren sein!«

Jacobson blickte einige Zeit sinnend vor sich nieder, fuhr dann empor und ließ sein Auge umherschweifen.

»Das Schlimmste an dem ganzen Handel ist das Be-

kanntwerden meiner Person!«, murmelte er, »doch es hilft nichts, ich danke dir, Marie Arvedson, lebe wohl!«

»Noch eins!«, sagte die Arvedson, als sich jener bereits hastig umwendete, »die nächste Zukunft ist für dich gefährlich, wage nicht zu viel!«

»Das konnte ich mir selbst sagen!«, rief Jacobson lachend, »gehab dich wohl und gib deine Torheiten auf!«

Jacobson winkte noch mit der Hand zurück und eilte davon. Er verschwand bald in den Straßen des Södermalms, bis wohin ihm Marie mit den Augen folgte. Ihr Blick wurde dabei fast unheimlich.

»Meine Torheiten!«, murmelte sie, »so sagte auch Paul. Toren Ihr selbst, die Ihr nicht glauben wollt. Auch du wirst bald genug dein Schicksal erfüllt sehen!«

Marie wendete sich ebenfalls von der verhängnisvollen Stelle fort und ging langsam der Stadt zu.

XXIII. Ein Bekehrter

Jacobson entkam glücklich, denn ein Boot brachte ihn schnell aus dem Bereich der Stadt durch die Skären. Ein anderes musste dazu dienen, ihn bis Runmarö zu bringen, wo sein Schoner lag, welcher sofort, sowie er über die Reling gestiegen war, die Anker lichtete.

Indessen sollte seine Unvorsichtigkeit oder wie man

es sonst nennen will, nicht ohne Folgen bleiben.

Sie kostete einem armen Teufel, der sich durch den Glanz des Goldes blenden lassen hatte, das Leben, obwohl dieser nicht der Hauptschuldige war.

Glücklicherweise entdeckte man damals noch nicht, dass der vermeintliche Dyk eine Audienz bei der Königin gehabt hatte, doch sein wahrer Name, seine Handlungen und seine Absichten lagen klar am Tage.

Die Entrüstung der Behörden über die Frechheit des Piraten war groß und zunächst liefen zwei Schiffe zu seiner Verfolgung aus. Drei Avisos wurden sofort an die in der Ostsee stationierten Flotten gesandt, um ihnen das Schiff und den Mann näher zu bezeichnen sowie den Befehl zu seiner Verfolgung zu bringen.

Für die schwedische Flotte war es fast Ehrensache geworden, den kühnen Freibeuter, der es wagte, einem ganzen Land den Krieg zu erklären, zu ergreifen. und jeder Kapitän wollte deshalb diese Aufgabe erfüllen. Im Übrigen musste sich auch die Tatenlust der Flottenbemanning in diesem Krieg auf kleine Unternehmungen beschränken.

Wir wissen bereits, was inzwischen auf Hiddensee passierte, und wodurch das freundschaftliche Verhältnis des Baron Staelswerd zum Major von der Grieben einen unangenehmen Stoß erlitt.

Staelswerd war natürlich weit entfernt, den Leutnant Dalström zum Mitwisser seiner Angelegenheit zu machen; vielmehr schloss er sich einige Tage vollständig ab, bis ihn Dienstgeschäfte zwangen, mit demselben zu sprechen.

Dieselben bestanden in dem Empfang von Ordnern, eben den Freibeuter betreffend. Staelswerd bekam einen bedeutenden Schreck, als er durch jene erfuhr, dass er denselben schon so gut wie in Händen gehabt hatte.

»Dalström!«, rief er, deshalb selbst auf dem Verdeck erscheinend, »kommen Sie schnell in die Kajüte, wir haben Wichtiges zu sprechen – oder nein, treffen Sie erst Anordnungen, dass wir in kürzester Frist unter Segel gehen können!«

»Wohl, Herr Baron!«, antwortete der alte Seemann und tat, wie ihm geheißen. Den an Land befindlichen Leuten wurden Signale zur schleunigen Rückkehr an Bord gegeben und weitere Vorbereitungen getroffen, dann stieg Dalström zu seinem Vorgesetzten hinab.

»Wir sind geprellt,« rief Staelswerd, »abscheulich an der Nase herumgezogen. Ich habe immer fast so etwas wie eine Ahnung gehabt!«

Dalström hatte zwar von dem, was in Grieben passiert war, durch den Kommandanten keine Mitteilungen erhalten, doch hatte auch er so seine Ahnung von gewissen Dingen.

Er begnügte sich deshalb, zu der heftigen Auslassung seines Vorgesetzten zu lächeln und die Achseln zu zucken.

»Aber zuerst,« fuhr Staelswerd, ihn scharf fixierend, fort, »der vermeintlich ertrunkene Kapitän Dyk lebt – lebt, Dalström, denken Sie sich!«

»Das macht mir Freude!«, sagte Dalström mit allen Zeichen angenehmer Überraschung. »Es wäre schade

um den Mann gewesen.«

»Weiß es Gott!«, meinte der Baron spöttisch, »ich bewundere nur den Scharfsinn des guten Wardow, doch das kann ihn jetzt der Strafe entheben – unser Dyk ist niemand anders als der schändliche Jacobson!«

»Wa ... was!«, rief Dalström, »unmöglich!«

»Lesen Sie!«, sagte der Baron, seinem Untergebenen mit einer vornehm –herablassenden Bewegung die Papiere hinschiebend.

Dalström machte bei Lesung der erst vor Kurzem durch den schon wieder abgeseelten Aviso überbrachten Papiere ein langes Gesicht, dann jedoch warf er alle zusammen mit einem derben Fluch auf den Tisch.

»Das soll uns der Bursche nicht umsonst getan haben!«, rief er. »Verdammt meine Augen, dass sie so blind waren – ja, der Fähnrich hatte recht, aber mit Verlaub, Herr Baron, aus reiner Dummheit. Da der Kerl von Kolberg ausgelaufen ist, denke ich, wird er dahin zurückkehren oder zurückgekehrt sein.«

»Das ist auch meine Ansicht, Dalström. Es wäre herrlich, wenn wir unseren Fehler wiedergutmachen könnten!«

»Und wir wollen es!«, rief Dalström, und eilte hinaus. Nach kurzer Zeit war die Brigg unter Segel, machte Wittow klar und verschwand.

Jacobsons Absicht war wirklich, wieder nach Kolberg zurückzukehren, aber der Schoner war durch sein später gelingendes Auslaufen zu bekannt geworden, als dass dies ein leichtes Unternehmen bilden

konnte. Überdies hatte die Flotte gerade ihr besonderes Augenmerk auf jenen Teil der Küste gerichtet. Man versuchte deshalb vergeblich Land zu machen.

Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen und nachdem auch die Flotte wahrscheinlich schon von dem besonderen Charakter des Schiffes in Kenntnis gesetzt worden war, zwangen Anzeichen von Sturm dasselbe, die hohe See zu suchen.

Hier traf der Schoner mit der höher aufgekreuzten Brigg zusammen, und die Offiziere der Schiffe erkannten diese gegenseitig sofort. Es war Abend, als dies geschah, und fast zugleich sprang der heftige Nordost auf.

Jacobson hatte bereits vermieden, mit den ihn verfolgenden Kreuzern ernstlich anzubinden. Er versuchte umso mehr der *Fortuna* durch Schnelligkeit zu entgehen; doch wurde die übermäßig geführte Segellast Ursache, dass die Stenge des Fockmastes brach. Die Nacht brachte die Schiffe einander aus den Augen. Als man auf der Höhe von Wittow das Feuer auf Hiddensee erkannte, ließ Jacobson den Schnabel nach dorthin richten.

Ob er dabei glaubte, dass ihn Staelswerd dort nicht suchen werde, ist schwer zu bestimmen, jedenfalls war er auf einen Angriff vorbereitet.

Staelswerd griff nicht sofort nach dem Erscheinen der Brigg den Schoner an, so sehr auch Dalström darauf bestand, sondern forschte erst, ob sein Kapitän an Bord sei. Man antwortete der Wahrheit gemäß und er begab sich infolgedessen an Land, um Jacobson dort

zu verhaften.

In seiner Abwesenheit konnte sich jedoch Dalström nicht mehr mäßigen. Er forderte den Schoner zur Übergabe auf, der statt der Antwort das Ankertau kappte und feuerte. Die Brigg folgte diesem Beispiel. Die Salven der Schiffe waren es, welche die Tischgesellschaft auf das Neue erschreckten.

XXIV. Das Herzensgeheimnis

Es kommt selten ein Unglück allein. Nach der Feuersbrunst im Dorf Kloster während der Nacht war das Zusammentreffen der feindlichen Schiffe bei Hiddensee als ein Unglück anzusehen.

Erschreckt eilten sowohl die Bewohner der Insel als auch die von Wittow zu den höheren Punkten des Landes oder an den Strand, als sich das regelmäßige Rollen der Salven über Land und See wälzte.

Vielleicht, dass es einigen von ihnen ein interessantes Schauspiel bot, ein paar Schiffe im Kampf zu sehen; doch die meisten standen bleich und starr da und eilten auch wieder in Sicherheit zu kommen, als einzelne Kugeln bei den verschiedenen Wendungen der Schiffe in der Nähe der Gruppen einschlugen.

Dalström war sicher ein tüchtiger Seemann, doch der alte Swieten tat ihm gewiss in keiner Hinsicht nach. Die Beschädigung des Schoners machte höchstens die Schiffe gleich, da die Brigg bei Weitem schwe-

rer als jener war.

Einen Vorteil hatte jedoch Swieten für sich, und dieser bestand in seinen besseren oder vielmehr stärkeren Geschützen.

Bekanntlich sind die eigentlichen Schiffskanonen schwächer konstruiert als die Feldgeschütze und können daher auch nur mit schwächerer Ladung versehen werden.

Swieten benutzte diesen Umstand aufs Beste und seine Kolberger Jungen pfefferten die Mörser voll bis zur Mündung. Jede treffende Kugel ging daher durch die Brigg und bald hatte dieselbe eine Wunde zwischen Wind und Wasser.

Zum Überfluss riss auch noch eines jener mörderischen Geschosse, deren Anwendung heute als völkerrechtwidrig gilt, die jedoch zu jener Zeit allgemein in Gebrauch waren, sogenannte Kettenkugeln, den Toppmast weg. Dalström sah sich genötigt, das Feuer einzustellen. Da sich die Pumpen zur Fortschaffung des eindringenden Wassers nicht als genügend erwiesen, ließ er die Brigg gegen den Strand laufen.

Swieten ließ ebenfalls mit Feuern einhalten, kommandierte jedoch einen Teil der Mannschaft in die Boote, um den vermutlich an Land festgenommenen Kapitän zu befreien. Vierzig bewaffnete Männer stießen zu diesem Zweck ab und ruderten dem Strand zu.

Inzwischen hatte sich die im Gesellschaftssaal von Grieben begonnene Szene weiter entwickelt. Mutter und Schwester waren der ohnmächtigen Clara beige-sprungen, einige eindringende Leute des Majors ver-

suchten sie zu unterstützen.

»Ist das wahr!«, rief dagegen der Major, »sind Sie ... heißen Sie Jacobson?«

»Ja, ich bin es!«, entgegnete der Freischiffer, sich stolz emporrichtend, »ich führe als Peter Jacobson Krieg auf Leben und Tod mit Schweden, doch mit niemand anders, denn ich bin kein Seeräuber. Keine Nation nennt mich so wie die des Herrn hier.«

»Welche Schmach!«, murmelte der Major.

Der Prediger bekreuzigte sich.

Jacobson blickte beide mit einem leichten Lächeln an und wendete sich wieder zu Staelswerd, der, die Hand an das Gefäß seines Säbels gelegt, dastand.

»Nun, Herr«, fragte der Baron, »werden Sie gutwillig folgen?«

»Nein!«, sagte Jacobson bestimmt, »aber ich will Ihnen einen Vorschlag machen, der uns wenigstens aus dieser Situation zu bringen geeignet ist und den Herrschaften hier weitere unangenehme Szenen erspart.«

»Ich darf von Euch keine Vorschläge anhören, noch weniger annehmen!«, erwiderte der Baron stolz.

»Das Letztere steht in Ihrem Belieben«, antwortete Jacobson ruhig. »Doch hören werden Sie, mein Herr. Dessen Schiff draußen siegt, der möge auch den Kapitän des Besiegten als seinen Gefangenen betrachten, und sollte ich in dieser Lage sein, so ist Ihnen sofort Ihre Freiheit gewährleistet!«

Der Baron errötete dunkel über das ganze Antlitz und schoss zornige Blicke auf den Sprecher.

»Ein Pirat muss stets dem bewaffneten Schiff der

Marine unterliegen!«, sagte er stolz. »Es helfen Euch keine Ausflüchte weiter, das Haus ist besetzt, folgt mir!«

Der Major hustete; er betrachtete den Freibeuter mit scheuen Blicken, doch bei alledem schien es, als ob plötzlich in ihm etwas zu dessen Gunsten spreche. Er warf einen scharfen Blick auf den Baron.

»Mein friedliches Haus hätte eigentlich nicht zum Tummelplatz des Krieges werden sollen!«, sagte er, »und ich glaube ein Recht zu haben, beide Herren zu bitten, dieser Szene ein Ende zu machen!«

»Wohl, Herr Major!«, antwortete Jacobson, »jener Herr behauptet Rücksicht auf Sie genommen zu haben. Ich tue dies auch, denn Peter Jacobson hätte schon längst ein anderes Wort mit seinem Gegner gesprochen!«

»Herr, Gott im Himmel, sei uns gnädig und beuge den harten Sinn dieser wilden Männer!«, betete der gute Huldrich, jedoch ohne Erfolg.

Jacobson machte schon, während er sprach, eine Bewegung, als wolle er der Tür zueilen. Baron Staelswerd kam ihm indessen zuvor und riss jene auf, wodurch ein halbes Dutzend bewaffneter Matrosen sichtbar wurde, denen er einen Wink gab, einzutreten. Ein lauter Schrei mischte sich in das Geräusch ihrer Tritte.

Clara war vor Schreck ohnmächtig geworden, doch der Schrecken wirkte auch noch während ihres bewusstlosen Zustandes nach. Sie erwachte aus demselben, als man sie eben hinausführen wollte. Ihr irrer

Blick fiel sofort auf die eintretenden Seeleute, deren Erscheinen ihr jenen Schrei auspresste. Dann jedoch riss sie sich mit stürmischer Hast los und eilte auf Jacobson zu.

»Kapitän Dyk!«, rief das halb aufgeregte, halb entsetzte Mädchen, »oder wie Sie sonst heißen mögen. Sie sind kein Seeräuber, kein Pirat, nein, Sie sind es nicht. Ein Mann, der wie Sie zu handeln vermag, kann kein Bösewicht sein!«

»Clara!«, rief der Vater.

»Clara!«, mahnte auch die Mutter.

»Gnädiges Fräulein!«, sagte der Prediger mit noch immer gefalteten Händen.

»Sie haben recht, Fräulein Clara!«, antwortete der Kapitän, »ich bin kein Bösewicht, obwohl die Bezeichnung meines Treibens sich der Wahrheit nähert. Erinnern Sie sich dessen, was ich zu Ihnen bei unserem Abschied sagte!«

»Ich wünschte einen Augenblick, Sie wären wirtlich ertrunken!«, rief das Mädchen mit einer flammenden Röte im Gesicht. »Aber hier meine Hand, Sie mögen sein, wer Sie wollen und was Sie wollen. Ich werde nie vergessen, was ich und wir Ihnen schuldig sind, was Sie überhaupt für Ihre Mitmenschen getan haben!«

Der Kapitän hatte die ihm gereichte Hand genommen, um sie an seine Lippen zu bringen; und wenn gesagt wird, das neues Entsetzen alle bei dieser Bewegung erfüllte, so ist dies nicht zu viel behauptet.

Die Eltern und die Schwester wurden ganz starr, als Clara den Gebrandmarkten berührte. Der Baron da-

gegen wurde blass wie eine Leiche. Nun erkannte er, wem er in der Gunst der jungen Dame nachstehen musste, und wie sehr dies seinen Stolz verletzen musste, ist begreiflich.

Doch die Szenen sollten heute einmal schnell wechseln, ein heftiger Eindruck stets den anderen jagen. Ehe noch jemand eine Bemerkung zu machen imstande war, drängte sich der Verwalter des Majors durch die an der Tür befindlichen Matrosen.

»Der Schoner hat gesiegt!«, rief der Mann. »Die Brigg ist entmastet und jagt dem Strand zu. Die Piraten kommen in Booten an das Land, vielleicht werden sie plündern!« Alle starrten den Sprecher verdutzt an, die Schwestern erbleichten, nur Jacobson lächelte.

»So werden Sie auch noch sogar meinen Vorschlag annehmen müssen, Herr Baron«, sagte er ruhig, »fürchten Sie nicht vor meinen Leuten, sie werden niemand ein Haar krümmen, der sie nicht angreift. Leben Sie wohl, Herr Major, vielleicht werden Sie noch besser über mich denken!«

Der Kapitän verbeugte sich nach diesen Worten und schritt hinaus. Niemand versuchte ihn aufzuhalten.

XXV. Ein Geständnis

Es waren einige Stunden seit dem gestörten Frühstück im Griebenschen Haus vergangen. Der Schoner war nordwärts mit seinem wieder eingeschifften Kapitän

verschwunden. Die Brigg lag unterm Entenborn auf dem Strand, glücklicherweise so, dass sie Überlandwind und schwaches Wasser hatte. Auf ihrem Deck waren einige Leute beschäftigt, die Wunden anderer zu verbinden. Eine Anzahl Matrosen wand die Geschütze aus dem Zwischendeck empor, um sie an Land zu bringen.

Auf dem Strand standen der Baron Staelswerd und der Leutnant Dalström in lebhafter Unterhaltung begriffen. In ihrer Nähe befand sich der alte Lotse Nehls. Niemand hatte bemerkt, dass er beim Abgang des Kapitäns Jacobson einige Worte mit demselben gewechselt hatte. Eine Menge Neugieriger umstand jene Gruppe. Im Schloss Grieben gab es dagegen eine etwas stürmische Szene. Die Glieder der kleinen Familie hatten sich in dem gewöhnlichen Wohnzimmer versammelt und der Major durchmaß dasselbe mit großen Schritten.

Die Frau saß auf einem Stuhl am Fenster und das in ihrer Hand befindliche, feuchte Tuch deutete an, dass sie geweint habe.

Clara und Sophie saßen eng aneinander geschmiegt auf dem Sofa. Clara sah blass und leidend aus.

»Es ist eine Schmach für mein Haus!«, sagte der Major, »und ich bleibe dabei, es ist eine Schande für uns, einen solchen Menschen sozusagen in die Familie förmlich aufzunehmen!«

»Dennoch ...!«, meinte die Frau leise.

»Ja eben dennoch!«, fuhr der Major heftig fort. »das ist es ja, was ich sage, dennoch hat sich dieser Jacob-

son in einer Weise benommen, die man ritterlich nennen könnte. Wir sind ihm Dank schuldig!«

»Übrigens hast du ihn selbst eingeladen«, begann die Frau wieder, »er würde ohne deine Einladung sich sicher nicht aufgedrängt haben!«

»Aber er ist in falscher Gestalt erschienen«, murrte der Major, »und das ist eine schwere Schuld. Natürlich hätte sich der Baron sein Wild suchen können, wo er Lust hatte, nur nicht bei mir. Doch es wird ihm Vergnügen gemacht haben, mich so bloßzustellen!«

»Wir müssen milder über beide Männer denken!«, sagte die Frau. »Für den Baron spricht das Gebot seiner Pflicht!«

»Jawohl, Frau!«, rief Grieben ärgerlich, »es fehlte nur noch, dass ihn dieses Gebot veranlasste, mein Haus zum Kampfplatz zu machen. Ich kann ihm beim besten Willen für seine Handlungsweise keinen Dank wissen!«

»Dank und Entschuldigung ist zweierlei, lieber Mann!«

»Gut, es mag sein, aber womit entschuldigst du unser Töchterlein? Ha! Weiß Gott, Mädchen, ich könnte dich hassen, wenn ich dich nicht so lieb hätte!«

Der kleine Major nahm sich fast komisch aus in seinem Zürnen, obwohl zugegeben werden muss, dass er Ursache dazu hatte und in eine peinliche Lage geraten war.

»Ihre Aufregung ...!«, sagte die Frau.

»Aufregung hin, Aufregung her«, sagte der Major heftig, »es fehlte nur noch, dass sich Clara dem Mann

an die Brust geworfen hätte!«

»Griegen ...!«, bat die Mutter mit flehendem Blick.

Seit einiger Zeit bereits hatte sie die Berührung dieser Seite befürchtet und gewiss wunderte sie sich zugleich darüber, dass ihrem Gemahl die wahren Empfindungen der Tochter entgangen waren. Clara ihrerseits bebte bei jedem Wort des Vaters zusammen und schmiegte sich enger an die Schwester, als müsse sie am Busen derselben Schutz suchen.

»Ich gebe es zu«, hob der Vater von Neuem an, »dass die Mädchen dem Mann dankbar sein mussten, wenn er für uns der Kapitän Dyk geblieben wäre, doch seit sein wahrer Name und sein gefährlicher, verbrecherischer Charakter bekannt geworden ist, konnte es nicht anders sein, als dass jede Beziehung der Mädchen zu ihm aufhörte. Meine Sade war es, für sie einzutreten!«

»Der Kapitän ist kein Verbrecher!«, flüsterte Clara.

»Nicht!«, rief der Major erstaunt.

»Er hat es abgeleugnet!«, fuhr Clara lebhafter fort, »und sein ganzes Benehmen zeigt, dass er nicht lügen kann!«

»Dass dich ...!«, stieß Griegen hervor, »und sein falscher Name, der Schein, den er sich gegeben hat, der ganz ehrenwerte Stand, unter dem er hier aufgetreten ist?« Clara errötete. »Es ist Krieg!«, flüsterte sie.

»Ein schöner Krieg, den diese Art von Leuten führt!«, rief der Major. »Doch zum Henker - da fällt mir etwas ein ...! Frau, wo haben wir denn unsere Augen gehabt? Mädchen ich will doch nicht hoffen, und

weiß Gott, in mir dämmert eine eigene Ahnung auf. Du hast die Hand des Barons, der, eine Kleinigkeit abgerechnet, eine ganz angemessene Partie für dich war, ausgeschlagen, ohne eigentlich erkennbaren Grund ... sollte etwa gar ...!«

Clara erglühte dunkel und barg schluchzend ihr Gesicht an dem Busen der Schwester.

»Tod und Teufel!«, fuhr der Major auf.

»Väterchen!«, sagte die Frau sich erhebend, »mäßige dich, ich habe bereits früher erkannt, was dir jetzt klar wird, doch hier hilft kein Zürnen. Überlasse mir das Nötige!«

»Gott, wie strafst du mich!«, rief der Major in seiner Verzweiflung, »auch das noch ... verwünscht sei diese Stockholmer Erziehung, die mir die Kinder verwirrt gemacht hat und mich zu verderben droht. In welchen Verhältnissen stehst du mit dem Freibeuter, Mädchen ... hast du ihn öfter gesehen als wir?«

»Sicher nicht!«, antwortete die Mutter statt der Tochter.

»Nun denn ... ist etwas zwischen euch gesprochen? Der Herr schütze mich, dass ich nicht noch den Verstand verliere!«

»Geht hinaus, Kinder!«, sagte die Mutter.

»Nicht von der Stelle!«, rief Grieben, »erst muss ich wissen, was ist es zwischen dir und dem Kapitän?«

Die Frau hatte sich zwischen den Major und die Kinder gestellt. Die beiden Mädchen hielten sich, heftig weinend, eng umschlungen.

»Frau!«, rief der Major, dessen einen Moment milder

gewordener Zorn sich wieder steigerte, »soll unsere lange friedliche und zufriedene Ehe an der Klippe, die eine tolle Mädchenlaune bildet, scheitern?«

»Teurer Mann!«, sagte die Frau, ebenfalls in Tränen ausbrechend.

Plötzlich jedoch erhob sich Clara. »Verzeihung, teure Eltern!«, sagte sie mit fast von Schluchzen unterdrückter Stimme, »ich mag undankbar erscheinen, ich mag nicht länger wert sein, Ihr Kind zu heißen, aber Sie wollen die Wahrheit wissen, mein Vater. Hier ist sie: Ich liebe den Mann, habe ihn in mein Herz geschlossen vom ersten Moment unserer Begegnung an!«

Clara endete ihr Geständnis mit einem lauten Schrei, bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und eilte hinaus. Der Vater wollte folgen, doch die Frau trat ihm wiederum in den Weg.

»Mir aus den Augen!«, schrie der Major seiner nicht mehr mächtig, sich auf einen Stuhl werfend, »das ist mein Ende, hätte ich solches nimmer erlebt!«

Es schien einen Moment, als ob die heftige Erregung des Mannes ihn in einen gefahrdrohenden krampfhaften Zustand versetzte.

XXVI. Ein Schwabenstreich

Während dies im Haus des Majors von der Grieben vorging, hatten die beiden schwedischen Offiziere ihre Beratung fortgesetzt und waren einig geworden.

Der Wind hatte bereits viel von seiner Heftigkeit verloren. Da das Schiff zudem unter Schutz lag, so war für dasselbe nichts weiter zu fürchten, sondern man konnte sofort an die Ausbesserung des erlittenen Schadens denken.

Dieses zu bewirken, sollte die Aufgabe Dalströms sein. Da man auf die Unterstützung der Inselbewohner rechnen zu dürfen glaubte, so war Aussicht, bald damit zu Stande zu kommen.

Inzwischen sollte der Baron in dem großen Boot der Brigg nach Stralsund gehen, um dort von dem Vorfall Meldung zu machen und die weitere schleunige Verfolgung des Piraten durch andere Fahrzeuge zu bewirken.

Die Schaluppe wurde deshalb hergerichtet, ein Bootsmann und zwanzig Matrosen nahmen außer dem Baron Platz in derselben und gegen Mittag ungefähr stach das kleine Fahrzeug in See, um nach Stralsund zu gehen. Der zwar scharfe, aber günstige Wind versprach eine kurze Fahrt.

Nach dem Abgang des Bootes begann Dalström sofort die nötigen Anordnungen zum Beginn der Ausbesserung zu treffen und entsendete den Zimmermann mit einem anderen Boot zum Dorf Trent, um dort das nötige Holz zur Herstellung eines neuen

Mastes anzukaufen.

Es war noch lange nicht Abend, als die Bewohner der Insel ein ganzes Geschwader ankommen sahen. es waren zwei Briggs und drei Schoner, die alle der Spur des Freischiffers folgen sollten. Das Letzte der Schiffe war eine Kanonierschaluppe, welche außer den zu ihrer Bedienung nötigen Seeleuten auch noch eine Kompanie Soldaten und ein paar Beamte der Admiralität sowie der städtischen Polizei an Bord hatte.

In welcher Weise der Leutnant Baron Staelswerd seine Meldung abgestattet hatte, kann mit Bestimmtheit nicht angegeben werden; doch darf man wohl annehmen, dass er Edelmut genug besaß, keinen Schatten einer Schuld auf den Major und dessen Familie zu werfen.

Dessen ungeachtet hatte das Gouvernement vielleicht in dem Benehmen des Majors oder in der Aufnahme des Freibeuters in seinem Haus, obwohl ihm der Charakter desselben unbekannt gewesen sein sollte, eine Mitschuld an den Vergehen desselben finden zu müssen geglaubt.

Doch nicht allein auf den Major fiel ein Verdacht, sondern auch auf alle Bewohner der Insel. So war beschlossen worden, eine Kommission zu entsenden, um nach jenen Mitschuldigen zu forschen und für den nötigen Fall dieselben zu verhaften.

Diesen Zweck hatte die Kanonierschaluppe und ihre Bemannung sowie die in derselben ankommenden Beamten. Staelswerd war vorläufig noch in Stralsund geblieben.

Die anderen Fahrzeuge hielten sich denn auch nicht weiter bei der Insel auf als nötig war zu erfahren, welche Richtung der von ihnen gesuchte Schoner eingeschlagen hatte und segelten sogleich weiter. Nur die Schaluppe legte an und schiffte ihre Mannschaft aus, welche einstweilen ein Biwak auf dem Altbessiner Werder bezog.

Doch sehr bald schon zogen die Beamten mit einem Detachement der Kompanie ab, um ihre Richtung erst nach Norden, um den Seebusen, und dann südwärts nach Grieben zu nehmen.

Die Leute von Grieben hatten sehr wohl die Bewegung auf See bemerkt und von derselben auch dem Herrn Nachricht gegeben.

Doch der Major war zu sehr von der ihn selbst betreffenden Sache in Anspruch genommen, als dass er sich viel um Dinge bekümmern sollte, die ihn, wie er meinte, nichts angingen.

Als man ihm daher das Nahen der Truppen meldete, äußerte er sich nur in unangenehmer Weise über den unwillkommenen Besuch und wünschte ihn völlig aufrichtig zu allen Teufeln.

Erst in der Meinung, es nur mit Soldaten zu tun zu haben, wollte er schon seinen Verwalter beauftragen, die Geschäfte mit denselben abzumachen, doch durch den Augenschein anders belehrt, sah er sich genötigt, die Herren selbst zu empfangen.

Es ist zur Überschrift des Kapitels der Ausdruck *Schwabenstreich* gebraucht worden, und wir glauben ein Recht zu haben, das Benehmen der schwedischen

Behörden in diesem Fall so nennen zu dürfen.

Zwar ist es in Kriegszeiten wichtig, jeden Verdacht zu verfolgen, doch eine nur oberflächliche Bekanntschaft mit der damaligen Sinnesweise eines Rügener Edelmannes dürfte den Beamten gesagt haben, dass hier jeder Verdacht grundlos sein müsse.

Dass der Major nicht in der Verfassung war, eine Mission wie die der bei ihm eingetroffenen Beamten mit freundlichem Gesicht zu betrachten, lässt sich leicht denken.

Der Edelmann und Offizier empörte sich bei dem beobachteten Verfahren in gleicher Weise in ihm. Er antwortete nach dem nur kühlen Empfang, welchen er den Herren angedeihen ließ, in höchster Entrüstung.

»Wie!«, rief er zuerst aus, »hat mich der Baron in solcher Weise geschildert, dass man mich für einen Kumpan von Verbrechern halten kann?«

»Der Herr Baron hat sicher nur gemeldet, was wahr ist!«, meinte der Beamte entschuldigend, »doch es liegt dem Gouvernement daran, die Verbindungen des frechen Seeräubers kennen zu lernen!«

»Nun Herr!«, fuhr der Major fort, »ich bin getäuscht worden, und das kann jedem ehrlichen Mann passieren!«

»Ihr Wort in Ehren!«, erwiderte der Beamte mit einer Verbeugung, »dennoch müssen wir bitten, sich auf andere Weise von dem Verdacht, der Sie trifft, zu reinigen!«

»Zu reinigen!«, rief der Major kirschbraun im Ge-

sicht. »Ist meine Versicherung noch nicht Reinigung genug? Ich bitte Sie zu bedenken, mit wem Sie sprechen. Übrigens bin ich nicht verpflichtet, Ihnen Rede zu stehen, ich, der Ausüßer der niederen Gerichtsbarkeit auf dieser Insel, bin nur dem höheren Landesgericht verantwortlich und verweigere jede Auslassung auf die Fragen einer mir höchstens gleichstehenden Ortspolizei und von Behörden, denen überhaupt nicht die Qualifikation eines Gerichts eigen ist!«

»Dann werden Sie uns in die unangenehme Notwendigkeit versetzen«, antwortete der Beamte, »Sie vorläufig bewachen zu lassen und Sie und Ihre Angehörigen später mit nach Stralsund zu nehmen!«

»Tun Sie, was Sie zu verantworten gedenken!«, rief der Major heftig, verließ das Zimmer und warf dessen Tür zu, dass fast das ganze Haus davon erschüttert wurde.

Die Beamten sahen sich mit langen Gesichtern an, brachen dann jedoch auf und ließen einige Soldaten im Haus zurück. Sie selbst begaben sich nach Kloster, um zu forschen, welche Leute mit dem Freibeuter in Verbindung gestanden hatten. Sie erfuhren deren Namen leicht, vernahmten sie und verhafteten auch einige Personen. Der Lotse Nehls, welcher sehr bald ihre besondere Aufmerksamkeit erregte, war jedoch nicht zu finden. Da es bereits spät geworden war, so gaben die Herren schließlich ihre Arbeiten auf.

Inzwischen war es auf der ganzen Insel sehr lebendig geworden, denn die Bewohner derselben, welche noch das Blut der alten Ralunken in ihren Adern spür-

ten, urteilten keineswegs alle so streng über den kühnen Freischiffer. Was sie aber empörte, war die bereits lautbar gewordene Behandlung ihres guten Edelmanns und die Festnahme einiger Personen aus ihrer Mitte. Es tat sich deshalb überall auf dem ganzen Eiland eine bedenkliche Bewegung kund. Nur die Anwesenheit des Militärs hinderte vielleicht einen lauten und nachdrücklichen Ausbruch der Unzufriedenheit.

XXVII. Das Signal

Die Küste von Wittow beginnt sich bei dem Dorf Dranske zu heben; ebenso auf der anderen Seite hinter der Düne Schaabe und dem Dorf Drewoldke. Sie steigt dann von beiden Seiten allmählich höher und bildet steile, zerklüftete Wände von Ton und Mergelstoff mit mächtigeren und kleineren Granitblöcken auf der Sohle, die am Vorgebirge Arkona die Höhe von zweihundertsiebzig und einigen Fuß erreichen.

Arkona, auf dem nun ein Leuchtturm steht, ist derselbe Fleck Erde, auf dem dich einst die mächtige wendische Burg des Götzen Swantowit erhob. Noch befindet sich dort ein Wall gegen hundert Fuß Höhe aus jener Zeit.

Südwärts von diesem Burgwall bildet die steile, den Wogen und Stürmen entgegenstrebende Küste scharfe Ecken, besonders bei den Dörfern Vitt, Goor und Nobbin, die zugleich Einbuchtungen haben.

Hinter der scharfen Ecke von Goor befindet sich deshalb bei Nordostwind ein völlig geschützter Fleck, der zugleich ein hübsches Versteck abgibt, in den man nur von der Schaabe und den ihr nahen Gewässern aus einen Blick werfen kann.

Es ist ein einsamer Platz, ein wüster, wilder Ort zugleich, und alles Leben, welches man meistens hier unten wahrnimmt, besteht in den Möwen, welche über der See schweben, oder den Seehunden, die träge auf den Felsen umherliegen.

Obwohl die durch den Nordoststurm noch immer aufgeregte See ihre langen gewaltigen Wogen durch die Tromper Wiek der Schaabe zurollte, war unter Goor doch fast glattes Wasser. Hier finden wir gegen Abend den Schoner Merkur vor Anker liegend wieder.

Es war sicher eine große Kühnheit vom Kapitän desselben, sich nach dem Vorgefallenen hier an dieser Stelle aufzuhalten. Doch ein bedeutender Grad von Verwegenheit war der Hauptzug in dem Charakter Jacobsons, und wie er richtig geschlussfolgert hatte, suchten ihn seine Verfolger hier nicht.

Im Übrigen waren alle Hände tätig am Bord des Schiffes, denn auch der Schoner hatte bei dem kurzen Kampf gelitten, obwohl sein Verlust gegen den der Brigg nicht in Anschlag gebracht werden konnte.

Oben auf dem Ufer stand indessen ein Mann als Ausguck und spähte auf See und Land hinaus, um zur rechten Zeit etwa nahende Gefahr zu entdecken.

Unter Swietens Leitung war eine neue Stenge bereits

wieder emporgebracht worden, und man war eifrig dabei, die Takelage aufzusetzen.

Jacobson beschäftigte sich dagegen mit der Ausrüstung der beiden Boote des Schoners, als wollte er eine Landexpedition vornehmen.

»Nun, mich soll wundern«, sagte er nach einiger Zeit, »ob der alte Nehls Wort halten wird. Es beginnt zu dämmern!«

»Ja, und wir werden mit der Dämmerung fertig sein«, antwortete Swieten. »Also, Sie wollen wirklich das Mädchen entführen, Kapitän?«

»Wer hat Euch das gesagt, Swieten?«, fragte Jacobson überrascht.

»Hm!«, meinte dieser lächelnd, »das ist nicht schwer zu erraten. Ich habe noch nicht wahrgenommen, dass Kapitän Jacobson sich viel aus Frauenzimmern machte, doch denke ich, dass, wenn er sich eine Braut oder Frau wünscht, er dieselbe nimmt, wo er sie eben findet, ohne eben viel zu fragen, ob man sie ihm geben will!«

»Nun ja, Swieten«, antwortete der Kapitän, »es ist etwas an Eurer Vermutung, doch will ich nicht grade eine Entführungsgeschichte ins Werk setzen. Nach dem, was vorgefallen ist, muss ich befürchten, dass das Mädchen einen schweren Stand haben wird. Ich bin es ihr daher schuldig, dem Vater einigen Aufschluss über meine Person zu geben, und ist derselbe dann nicht vernünftig oder will mir das Mädchen folgen, so weiß ich allerdings nicht, was geschehen kann.«

»Ganz gut!«, erwiderte Swieten, »doch werden nicht die Schweden, welche wie die toll gewordenen Stiere da hinauf gerannt sind, zurückkommen?«

»Bis dahin hoffe ich zu Stande zu sein!«, sagte der Kapitän. »Sagt einmal, Swieten, ob wir nicht völlig in preußische Dienste treten?«

»Ich nicht!«, brummte Swieten, »und Sie auch nicht, sollte ich denken!«

»Gut, wir werden sehen!«, murmelte Jacobson, augenscheinlich unzufrieden, dass der Steuermann nicht Lust hatte, auf das Thema einzugehen. »Schickt die Leute in die Boote, ich will abgehen!«

Beide Boote wurden schnell bemannt, während der Kapitän in die Kajüte ging, um sich zu dem beabsichtigten Ausflug umzuziehen.

Als er wieder heraufkam, empfahl er dem Steuermann Wachsamkeit, stieg in die Schaluppe hinab, und beide Fahrzeuge segelten, hart am Ufer entlang steuernd, davon.

Noch ehe sie über Dranske hinaus waren, herrschte vollkommene Finsternis. An dem flachen Sandstrand des Bug ließ Jacobson anlegen und wartete hier bis Mitternacht. Seine Unruhe stieg sichtlich mit jeder Minute, als er immer noch nicht das mit dem alten Nehls verabredete Signal erblickte. Jedoch fast pünktlich um zwölf Uhr stieg in West-Süd-West ein Licht empor und sank ebenso schnell wieder. Gleich darauf erschienen zwei übereinander und zuletzt wieder ein einzelnes.

»Auf, Jungen!«, rief Jacobson seinen Leuten zu, »es

ist Zeit. Das andere Boot folgt hart hinter meinem Spiegel, bis ich es anders bestimme!«

Die Matrosen verrichteten lautlos die Arbeit des Segelsetzens, machten ihre Waffen handlich, und die Boote schossen von Neuem in die See und die Dunkelheit hinein und gerade auf den Dornbusch zu.

XXVIII. Der Lotse

Ein Schlag auf der Stelle, wo ein früherer getroffen , erneuert zwar den ersten Schmerz, vermehrt ihn auch wohl, aber er hebt die Erinnerung an den ersten wie seine alleinige Wirkung einigermaßen auf, und dies empfand auch der Major, als er sich der Kommission des Gouvernements entzogen hatte.

Zwar nicht minder verlegt und nicht weniger zornig als vorhin, verschwand jedoch der Groll gegen sein Kind in dem neueren Unmut, der sich nur noch mittelbar gegen Clara und den Kapitän, unmittelbar dagegen wider eine hohe Obrigkeit wendete.

Grieben bedurfte einiger Zeit, sich so weit zu beruhigen, seinen Angehörigen die neue Verletzung seines Stolzes und seiner Stellung mitteilen zu können.

Er suchte dies zu erreichen, indem er in dem einsamen Speisesaal umherschritt, wobei er verschiedene Äußerungen murmelte, die jedenfalls nicht patriotisch genannt zu werden verdienten.

Frau und Töchter erschraken natürlich nicht wenig,

als er zu ihnen trat, die Absicht der angekommenen Herren zu melden. Allerdings ging solches auch nicht ohne einige bittere Bemerkungen über den Kapitän vorüber.

Doch nach diesem Ausbruch zeigte sich der Major als leidlich zu Hause und geneigt, das Verhältnis Claras zum Kapitän aus einem anderen Gesichtspunkt zu betrachten.

Ja, an die Stelle feines Zornes trat sogar ein gewisses Mitleid für die Tochter. Als er solches an den Tag legte, flog ihm Clara an die Brust. Eine Art von Versöhnung fand statt.

Übrigens war Grieben so vorsichtig und zartfühlend, nicht jetzt Versprechungen von Clara zu fordern; vielleicht glaubte er ohnehin, dass man den Kapitän nicht wiedersehen werde.

Was nun das gegen ihn eingeleitete Verfahren betraf, so beunruhigte es ihn bei näherer Überlegung wenig, da er glaubte, jede Beschuldigung leicht von sich weisen zu können.

Auf diese Weise war denn bis zur Zeit des Abends wieder eine ruhigere Stimmung über die Gemüter der Familienmitglieder gekommen; man nahm das Abendessen zusammen ein. Als der Major von den Angehörigen der Verhafteten um Hilfe angegangen wurde, versprach er solche und versuchte die Betroffenen zu trösten.

Es wurde allgemach später, der Abend trat ein und man dachte daran, sich zur Ruhe zu begeben, als leise an das Fenster des Zimmers gepocht wurde, welches

zum Garten hinaus lag.

Der Major erhob sich, schritt zum Fenster, öffnete es und erkannte, dicht an die Wand gedrückt, den alten Nehls.

»Pst, Herr Major!«, flüsterte derselbe, »ich muss Sie notwendig sprechen; hier hinten ist niemand im Garten. Wollen Euer Gnaden mir nicht die Tür öffnen lassen?«

»Ich werde es selbst tun, Nehls«, antwortete der Major, »wartet einen Augenblick!«

Grieben ging hinaus. Bald darauf erschien er, von dem Lotsen gefolgt, wieder im Zimmer. Der Letztere machte seine Dutzend Kratzfüße vor den Damen.

»Nun, was wollt Ihr, Nehls?«, fragte der Major.

»Euer Gnaden wissen vielleicht«, antwortete der Mann, »dass sie mich auch suchen; nun, ich habe aber keine Lust, mich beistecken zu lassen, obwohl ich, wenn einer schuldig wäre, es nur allein sein könnte.«

»Wie, Ihr?«, rief der Major. »Also Ihr kennt den Kapitän?«

»Ja, gnädiger Herr!«

»Und habt mit ihm in Verbindung gestanden?«

»Ja und nein. Hören mich die gnädigen Herrschaften an.«

Nehls begann zu erzählen, was wir bereits wissen, und daran seine Vermutungen zu reihen, die wir ebenfalls bereits kennen.

Natürlich waren ihm die genaueren Beziehungen des Kapitäns zu Preußen fremd, doch hatte er, wie er sich ausdrückte, einen gewissen Wind davon.

Die Mitteilungen des alten Nehls ließen den Freischiffer in einem anderen Licht erscheinen, als es bisher der Fall war. Namentlich Clara verschlang fast jedes Wort des alten Mannes mit den Blicken.

Der Major ging sinnend im Zimmer umher; er kannte natürlich recht gut die vor mehr als dreißig Jahren spielende Görzsche Angelegenheit.

»Als der Kapitän hinausging«, fuhr der Alte fort, »äußerte er zu mir, dass er Euer Gnaden noch einmal sprechen müsse und ich ihm deshalb ein Signal geben solle, wenn es ohne Gefahr geschehen könne.

Ich vermute, dass er Euer Gnaden sagen wollte, was ich bereits vorgebracht habe, doch dürfte sein Besuch jetzt nicht stattfinden können.«

»Mir auch sehr lieb, Nehls,« antwortete der Major, »denn ich muss jede Gemeinschaft mit dem Mann meiden und ihr auch, versteht Ihr!«

»Ganz wohl, Euer Gnaden«, meinte Nehls, »aber nun von Ihnen zu reden. Sie sollen morgen mit der gnädigen Frau und den gnädigen Fräulein nach Stralsund transportiert werden!«

»Ich werde das abwarten!«, rief der Major, wieder zornig werdend. »Man soll es nur wagen!«

»Ah, sie werden es wagen!«, sagte Nehls, »und es ist nicht gut getan, zu warten. Mir ist da ein Gedanke gekommen, wenn der Kapitän sich wirklich einfinden sollte ...!«

»Nichts von ihm, Nehls, bei meinem Zorn. Nichts!«, rief der Major.

»Nun, nichts für ungut,« erwiderte der Alte, »aber

ich befürchte, man wird Sie nicht so leicht wieder loslassen; sie sind alle zu erzürnt auf den Kapitän!«

»Mich geht Euer Kapitän nichts an!«, rief der Major unwillig. »Hütet Euch nur selbst, ich will nichts von dem wissen, was Ihr vorhabt.«

Nehls begriff, dass er mit seinem Vorschlag schlecht angekommen war, und versuchte einige Entschuldigungen, die der Major kaum beachtete, sondern ihm durch einen Wink andeutete, dass er verabschiedet sei.

Als er das Zimmer verlassen hatte, schalt der Major auf den Alten und forderte dann seine Familie auf, sich mit ihm zugleich zur Ruhe zu begeben.

Es geschah und alles, bis auf einen Posten vor der Tür des Hauses, schien sich in den Armen des Schlummers zu wiegen.

XXIX. Ein Plan

Der alte Nehls schlich sich durch den Garten zurück und kam ungefährdet wieder auf der Fläche hinter demselben an, was als Beweis dienen konnte, dass die Überwachung der Insel seitens der schwedischen Soldaten nur eine höchst mangelhafte war.

Er stieg danach vorsichtig zum Dorf Kloster hinauf, wobei sein Blick verschiedentlich zu den Biwakfeuern auf dem Entendorn und den Lichtern der neben demselben liegenden Schiff streifte.

Kloster, halb in Ruinen liegend, war still und öde. Die Bewohner des Ortes hatten heute so viel erlebt, waren so oft in Bewegung gekommen, dass sie längst die ihnen so nötige Ruhe gesucht hatten.

Nehls schritt zu einer der stehen gebliebenen Hütten, öffnete leise die untere Hälfte der Tür und weckte einen dicht neben der Schwelle schlummernden Knaben. Danach suchte er umher und nahm, als er gefunden hatte, was er suchte, den Jungen bei der Hand. Derselbe schwieg wie er, während beide dem Bakenberg zuwanderten. Auf der Kuppe angelangt, hieß der Alte den Knaben in die Wachthütte kriechen, was dieser auch tat. Er selbst legte sich neben der Stange flach auf den Boden. Es dauerte lange, ehe die Wachtfeuer auf dem Entendorn erloschen, doch endlich geschah es. Bald verschwanden auch die Lichter der Schiffe. Nun erhob sich Nehls wieder, den Jungen hervorzuholen.

Mit wenigen Worten unterwies er denselben, was er zu tun habe, lauschte noch, trat wieder mit dem Knaben in die Hütte und zündete eine Laterne an. Als dies geschehen, verließ er schnell den Berg und eilte in der Richtung des Dornbusches davon. Dort in dem niederen Gestrüpp des Abhanges verborgen, beobachtete er die von dem Knaben aufgesteckten Signale und lauschte gespannt, bis sie zu Ende waren. Sie bedeuteten so viel, dass zwar Gefahr drohe, dass jedoch mit Vorsicht eine Landung möglich sei.

Nehls vernahm nichts, wodurch angedeutet werden konnte, dass man auf der Insel die Lichter bemerkt

habe. Er wendete nunmehr seine Aufmerksamkeit der See zu, die sich dumpf grollend am Ufer brach.

Eine halbe Stunde später sah er unter sich etwas wie lichte Schatten hingleiten und ließ einen leisen Pfiff hören, der sofort beantwortet wurde. Die Schatten verschwanden, aber das Geräusch landender Boote ließ sich vernehmen. Nehls kroch schnell am Ufer hinab. Im nächsten Moment stand der Kapitän Jacobson neben ihm. Nehls teilte den Kapitän mit, was sich, seit er fort gewesen war, auf der Insel zugetragen hatte, ferner seine Unterredung mit dem Major.

»Das sind zum Teil böse Sachen!«, murmelte Jacobson, »doch zuerst zu Euch. Ich denke, Ihr kommt gänzlich zu mir am Bord, wo Ihr sicher seid und ich Euch gebrauchen kann!«

»Ich bin bereit, Herr!«, antwortete Nehls.

»Dann muss ich wenigstens die junge Dame sprechen!«, fuhr der Capitain fort. »Wie könnte dies angehen!«

»Es wird schwierig sein, Herr!«, antwortete Nehls, »aber es ist doch vielleicht nicht unmöglich!«

»Wisst Ihr, wo hinaus das Zimmer derselben liegt!«

»Ich weiß es!«

Der Kapitän dachte einige Zeit sinnend nach. »Der Major vertraut auf seinen Rang und seine Stellung«, sagte er dann, »doch er könnte sich verrechnet haben. Er kennt die jetzigen Schweben nicht, wenigstens nicht die herrschende Klasse. Es sind schon um leichter Ursachen Leute von Rang und Stand mit entehrenden Strafen belegt worden!«

»Ähnliches habe ich auch gesagt!«, meinte Nehls.

»Nun denn!«, rief der Kapitän, »er muss wider seinen Willen vor einem solchen Schicksal bewahrt werden. Wir müssen ihn zwingen, wegzugehen!«

»Zwingen?«, fragte Nehls.

»Nicht anders!«, antwortete Jacobson. »Es wäre nicht der erste Fall dieser Art in der Welt. Ich habe Hände genug, dergleichen auszuführen!«

»Hm, hm!«, meinte der Alte, sich den Kopf kratzend, »aber der gnädige Herr wird sich gewaltig sperren!«

»Gleichviel, er sperrt sich gegen uns oder gegen die Schweden!«, rief Jacobson. »Holla Jungen, teilt euch in drei Wachen, zwei gehen mit mir, die dritte bleibt bei den Booten. Vermeidet das Schießen, gebraucht die Messer, wenn es nötig sein sollte, macht keinen Lärm ohne Grund! Und nun vorwärts!«

Die mitbeorderten Männer, der Kapitän und Nehls stiegen klimmend an der Steilwand empor. Als man oben angelangt war, ging es leise über die dunkle Fläche fort bis in die Nähe des Gutshofes.

»Vor dem Hause steht eine Schildwache!«, sagte der Lotse.

»Gut, ich werde für sie sorgen!«, antwortete Jacobson, »doch wie steht es mit den Hunden!«

»Sie kennen mich!«, meinte Nehls, »ich werde sie beschwichtigen!«

»So tut es!«, sagte der Kapitän.

XXX. Eine doppelte Überraschung

Der schwedische Soldat wanderte mit schweren schleppenden Schritten vor dem Herrenhaus von Grieben auf und ab. Seine Aufmerksamkeit war längst eingeschläfert, denn es war immer kein Kriegsterrain, auf dem er sich befand. Vielleicht dachte er an seine Heimat dort jenseits des Meeres, an seine Lieben oder was ihm sonst teuer war. Er hatte schon seit langer Zeit keinen Blick um sich geworfen.

Da huschten schnell Schatten neben ihn hin, so leise, dass sein Ohr nichts vernahm. Das Gewehr wurde seinen Händen entrissen, eine schwere Hand legte sich auf seinen Mund, kräftige Fäuste hoben ihn vom Boden auf und hielten ihn in der Schwebe, bis ihm Hände und Füße gebunden und der Mund durch ein Tuch verstopft worden waren.

Erst dann wurde er flach auf den Boden gelegt. Der erste Akt des geheimnisvollen Angriffs der Kaper auf das Haus war lautlos beendet.

Im Hof muckten allerdings die von Jacobson wegen ihres Bellens gefürchteten Hunde, doch Nehls brachte sie schnell zum Schweigen, die Seeleute näherten sich sämtlich bis auf zwei, die bei dem Soldaten Posto fassten, einzeln und leise der hinteren Seite des Hauses.

Doch nun galt es, in dasselbe zu kommen.

»Hier hilft kein Zögern!«, sagte der Kapitän und drückte mit seinem Tuch eine Scheibe ein. Bald war das Fenster geöffnet, Nehls und ein Mann stiegen hinein, um die Tür von innen zu öffnen. Alle betraten

den geräumigen Flur.

Man hatte zwar kein Licht, doch es sollte nicht schaden. Nehls musste verschiedene Männer an die Türen der Dienstleute, andere vor die Zimmer der Personen, deren man habhaft werden wollte, postieren. Als dies geschehen war, forderte Jacobson ihn auf, zuerst die Mädchen zu wecken, und begleitete ihn vor die Tür der Schlafzimmer derselben. Nehls pochte leise, aber er musste sein Pochen mehrmals wiederholen, denn die armen Kinder, erregt von den Vorfällen des Tages, hatten gewiss lange nicht einschlafen können und schlummerten daher nun nur umso fester.

Doch endlich ließ sich eine fragende Stimme hören und Neble nannte seinen Namen.

»Mein Gott, was wollt Ihr?«, fragte Clara.

»Kleiden Sie sich an, meine gnädige Damen«, mahnte Nehls. »Es ist Gefahr vorhanden, wenn Sie nicht bald das Haus verlassen!«

»Doch nicht ohne die Eltern!«, riefen die Mädchen.

»Nein, nein, meine Damen«, antwortete nun Jacobson, »Ihre werten Eltern werden Sie begleiten!«

Ein Ausruf des Erstaunens folgte; einer neuen Bitte, sich schnell anzukleiden, wurde eine Zusage. Jacobson und Nehls begaben sich zu dem Schlafzimmer des Majors und seiner Gemahlin.

Nehls spielte hier dasselbe Stück und es erfolgte sofort die verwunderte Antwort und Frage Griebens. Auch dieser wollte wissen, was den Alten wiederum und zu dieser Zeit herführe, und besonders, wie er in das Haus gekommen war.

»Sie sollen alles wissen, gnädiger Herr«, antwortete Nehls, »kleiden sich Euer Gnaden nur erst an, ebenso die gnädige Frau. Es ist durchaus nötig!«

Der Major brummte etwas, und man hörte ihn dann mit seiner Frau sprechen, endlich Licht machen. Bald darauf öffnete sich die Tür. Doch der Major fuhr fast entsetzt zurück, als er nicht allein den alten Nehls, sondern auch Jacobson und die bewaffneten Matrosen erblickte.

»Herr!«, rief er, »was wagen Sie und auch Er, Nehls – Ihm werde ich das nicht ungestraft hingehen lassen!«

»Herr Major!«, sagte der Kapitän, während jener schüchtern zur Seite ging, »ich will nicht um Verzeihung bitten, so wenig wegen früherer als auch wegen dieser Handlungen, doch ich habe Sie in eine Lage gebracht, welche gefährlich für Sie werden muss. Das darf ich nicht zugeben, und deshalb ist mein Entschluss, Sie vor Schaden zu hüten. Mein Name möge Ihnen für die Unabänderlichkeit eines solchen bürgen. Viel Worte zu machen, ist nicht Zeit!«

»Herr, Sie erlauben sich so etwas in meinem eigenen Haus?«, rief der Major.

»Ich muss!«, erwiderte der Kapitän. »Gnädige Frau, folgen Sie wenigstens gutwillig. Sie alle werden mir noch einst Dank wissen, dass ich mir diese allerdings bedeutende Freiheit nehme.«

Der Major wollte auffahren, doch der Kapitän gab den hinter ihm stehenden Matrosen einen Wink. Im Nu befand sich der sträubende und schimpfende Ma-

jor, vom Boden aufgehoben, in ihrer Gewalt.

»Nehls, sorgt für warme Kleider«, sagte der Kapitän.
»Herr Major, Sie haben mich einst einen Engel genannt, halten Sie nur eine kurze Zeit für jetzt an dieser Meinung fest – vorwärts, Leute!«

Der Major wurde zwar mit aller Schonung behandelt, doch hielt man ihm den Mund zu, während er hinausgetragen wurde. Die Frau folgte schweigend. Jacobson eilte die Treppe hinauf, die Mädchen herunterzuholen. Auch sie folgten gutwillig, obwohl zitternd. Draußen wurden auch die Frauen emporgehoben, und schnellen Schrittes ging es, ohne dass ein Wort gesprochen wurde, über die Ebene hin bis zum Ufer des Dornbusch, wo der Kapitän den Leuten hinabrief, Taue heraufzubringen. Vermittelst derselben wurden die vier Personen glücklich vom Ufer hinunter und in die Boote gebracht, auch die Seeleute schwangen sich hinein und begannen die Segel zu entfalten. Den Major ließ man nun los, und eben setzte er an, einige schwere Gewitter loszulassen.

»Halt da!«, unterbrach ihn jedoch ein lauter Ruf.

»Wer da!«

»Vorwärts, Jungen!«, rief Jacobson, »jetzt oder nie!«

»Feuer!«, erschallte ein Kommando, und ein Dutzend Schüsse krachten, ohne dass jedoch einer traf. Bei dem flüchtigen Licht, welches die Musketensalve gewährte, sah man einen Trupp Soldaten am Ufer stehen und unten am Strand ein Boot. Auf die Salve folgte ein Kanonenschlag von der Kanonierschaluppe aus.

XXXI. Ein junger Löwe

Die Angelegenheit des Fähnrichs von Wardow und gewissermaßen auch die des alten Hochbootsmanns Klassen hatten einen sehr bösen Anstrich bekommen.

So lange nur eine Unvorsichtigkeit des jungen Helden vorlag, dem ein Unglück zu Hilfe kam, um ein gutes königliches Schiff verloren gehen zu machen, konnten ihm die Kriegsartikel wenigstens nicht an die Ehre kommen, und Klassen hatte die Aussicht, ganz leer auszugehen.

Doch nachdem sich alle ehemals auf der Postjacht dienenden Matrosen eingefunden hatten, um ihr Zeugnis abzugeben und endlich gar der Depechen-diebstahl sich herausstellte, da gewann die Heldentat des Fähnrichs in den Augen seiner Richter ein ganz anderes Ansehen.

Freilich konnte man auch unter diesen Umständen Wardow wie Klassen nur gleichsam Sündenböcke nennen, die die Folgen einer Schuld zu büßen bestimmt waren, deren Höhe das Schicksal und nicht ihre Absicht bestimmt hatte.

Doch das änderte das Böse an der Sache nicht, und dies bestand darin, dass der Beschluss gefasst wurde, alle beide neben Nachlässigkeit und Ungeschicklichkeit im Dienst auch noch des Landesverrats anzuklagen. Wardow war, bis die Angelegenheit bis zu diesem Punkt gediehen, im Lazarett so weit genesen, dass er wieder umherzugehen vermochte. Er machte

sich bereits mit dem Gedanken vertraut, zur Hauptwache überzusiedeln, woselbst sich Klassen bereits seit langen Wochen befand. Zu der Hauptwache wurde der Junker denn auch eines Tages allerdings geführt, doch nicht wie er glaubte, in gelinde Haft, sondern um, nachdem er mit Ketten beladen, in einen engen starken Kerker gesteckt zu werden.

Dasselbe Schicksal hatte denn auch Klassen zu seinem Schrecken an demselben Tag. Die Verschärfung ihrer Haft bildete einige Tage das Stadtgespräch in Stralsund.

In diese Zeit fiel Staelswerds erneuertes Zusammenreffen mit Jacobson und seine Ankunft in Stralsund zum Zweck der Meldung der von dem Freibeuter erhaltenen Schlappe. Staelswerd hörte von der Wendung des Loses der beiden Männer.

Als der Baron früher über das Versehen des jungen Mannes schwieg, war dies bereits ein Gnadenakt. Er hätte sich sicher auch kaum weiter für denselben interessiert, doch nun, gleichsam sein Leidensgefährte geworden und selbst in eine Untersuchung geraten, die sich leicht darauf erstrecken konnte, dass gerade er es gewesen war, der die wichtigen Papiere einem verdächtigen Menschen anvertraut hatte, musste es ihm auch daran liegen, dass Wardow möglichst gelinde davonkam. Er brachte deshalb nochmals die Angelegenheit des jungen Mannes vor der Admiralität zur Sprache und hob besonders hervor, dass der Junker zuerst Verdacht gegen das Schiff und dessen Führer gefasst hatte, wodurch seine ganze Handlungsweise

als aus übertriebenem Dienstfeifer entsprungen erschien.

Wardows Sache, die bereits angefangen hatte, bedenklich zu werden, wurde dadurch wie mit einem Schlage verändert, und wie die Herrn der Admiralität in dieser ganzen Geschichte eine merkwürdige Unklarheit der Begriffe an den Tag legten, so nannten sie den uns bedachten Junker infolge der neueren Mitteilungen des Barons, plötzlich einen Helden, dessen heroische Tat Anerkennung statt Strafe verdiente.

Wardows Fesseln fielen daher wie die des alten Hochbootsmanns und beide wurden vor die schnell zusammengetretene Kommission geführt, wo man den Ersteren mit Lobeserhebungen überhäufte und beiden ihre Freilassung ankündigte. Bevor dies geschah, war indessen schon die Expedition zur Verfolgung des Kapers sowie die Kommission zur Untersuchung der Verhältnisse auf Hiddensee abgegangen. Wardow, der davon hörte, bedauerte, jener Ersteren nicht beiwohnen zu können. Aber durch das Steigen seiner Aktien kühn gemacht, forderte er dreist ein Kommando, um auf eigene Faust den Mann zu verfolgen, der ihm so viel Leiden verursachte.

Man lächelte bei dieser naiven Forderung des jungen Mannes, doch man gab auch seinem Anspruch nach, und schon am Abend sah er sich als Kommandeur einer Schaluppe mit zwanzig Mann Besatzung. Einstweilen übertrug er dem alten Klassen, der gar nicht aus der Verwunderung herauskam, das Fahrzeug zum Auslaufen klarzumachen und trat dann ei-

nen wichtigen Gang an, den er noch an Land zu machen hatte.

Sein Weg führte ihn zur Börse, wo die Marineoffiziere, die gerade anwesend waren, ein Fest zu geben beschlossen hatten, und wo er denn auch von dem ebenfalls anwesenden Staelswerd die Ursachen seiner Freilassung sowie das Nähere über die Vorfälle nordwärts vernahm.

Es ist natürlich, dass Wardow dem Baron einen warmen Dank abstattete, dass er durch die Mitteilungen über die Verhältnisse Jacobsons zur Familie des Majors noch mehr im Hass gegen denselben gestärkt wurde, und dass er endlich, durch die ihm von allen Seiten zuteilwerdenden Lobsprüche berauscht, mit überschwänglichem Mut auf den Schauplatz neuer Taten eilte.

Klassen hatte, während der junge Herr tafelte, seine Aufgabe vollbracht. Außer den Matrosen waren noch dreißig Soldaten an Bord gekommen und Wardow befahl, spät abends anlangend, in See zu gehen. Klassen schüttelte wiederum sein graues Haupt, doch seine derzeitige Stellung erlaubte keine Widerrede. Er stellte sich an das Steuer, um das Fahrzeug den Gellen hinabzuführen.

Wardows Herz war zu voll, um nicht mittheilsam zu sein. Er suchte deshalb bald den Alten auf und beide tauschten nun während der Fahrt ihre Erlebnisse, Ansichten und Erfahrungen aus, bis man den Bock erreichte, wobei der jüngere Mann mehrfach den älteren neckte, dass er doch richtiger geschlossen hatte, als

dieser und Klassen gutmütig zugaben, dass der Junker ein *Allerweltsmensch* sei.

Auf jenem Punkt hörten indessen jene Gespräche auf, um anderen zu weichen, welche die gegenwärtige Lage bedingte, denn Wardow hatte nicht daran gedacht, zu fragen, wo das Exekutionskommando wohl liegen könne. Man glaubte deshalb, es am Landeplatz unterm Bakenberg zu finden; anderen Theils war jedoch die Fahrt bei Nacht selbst für ein kleines Fahrzeug in den Binnengewässern rechts von Hiddensee zu gefährlich, um so leichthin gemacht zu werden. Man wurde deshalb einig, an der Westküste der Insel hinaufzugehen.

Der alte Klassen hatte einen besonderen Mann als Ausguck nach vorn geschickt und dem Steuer die jenem Zweck entsprechende veränderte Richtung gegeben. Man fuhr einige Zeit in dem angenommenen Kure fort. Wardows Redseligkeit hatte sich endlich gelegt. Man erreichte meistens schweigend die Höhe von Vitte auf Hiddensee.

Auf jener Höhe angekommen, rief jedoch der Ausguck plötzlich: »Fliegendes Licht in Nord-Ost-Nord; Signallicht!«

Seine beiden Vorgesetzten sahen dieses Licht so gut, wie der Mann selbst, und sie sahen auch die beiden folgenden Signale. Über die Natur der Lichter war bei den beiden Männern am Steuer kein Zweifel, wohl aber darüber, wo, von wem und zu welchem Zweck sie gegeben worden waren, denn diese Signale gehörten nicht zu denen der Flotte und flogen auch zu hoch,

um vom Mast eines Schiffes zu kommen. »Also offenbar Landsignale«, meinte Wardow mit seinem stets fertigen Urteil. »Alle Wetter, Klassen, da hat mir der Baron vorgeplaudert, dass auf der Insel Nachsuchungen wegen Einverständnissen mit dem Freibeuter an gestellt werden sollen, wenn diese Signale jenen gelten sollten!«

Klassen schwieg einige Zeit bedächtig. »Nicht unmöglich!«, meinte er dann, »doch wenn den Kerl drei oder vier Schiffe jagen, wird er sich hier nicht mehr aufhalten. Es werden am Ende doch Signale für unsere Kreuzer sein.«

Wardow schwieg, die Meinung des alten Mannes hatte diesmal zu viel für sich, um bestritten werden zu können. Man schob immer weiter am Strand entlang bis zum Bakenberg, legte an und war verwundert, hier auch keine Spur von einem Schiff zu finden. Nun erst wurde es den beiden Führern des Bootes einleuchtend, dass die Eskadre drüben sein müsse. Man beschloss, um den Dornbusch zu segeln und jene einstweilen aufzusuchen. Gleichsam in der Ahnung gewisser Dinge landete der Fähnrich jedoch mit den Soldaten, um am Strand entlangzumarschieren. Das Boot kam an, als sich Jacobson mit den Entführten wieder einschiffte. Zuerst glaubte der Junker, es mit Leuten der Flotte zu tun zu haben, und wollte, wie immer zu keinem Übermut geneigt, sie überraschen, um sich an ihrem Schreck zu weiden. Doch da ertönte eine Stimme, die er genau kannte. Der junge Mann ließ seinen ersten Ausruf hören, dem sofort das Kommando

Feuer folgte.

»Klasse, Klassen!«, schrie er dann, bis an die Knie in das Wasser tretend. »Er ist es – Feuer, Feuer aus der Bugkanone und dann hierher.«

»Wohl, Herr!«, ließ sich Klassens Stimme vernehmen. Dagegen ertönte das Aufschreien einer weiblichen Stimme aus den sich entfernenden Booten.

»Halt ein, Klassen!«, schrie Wardow von Neuem, doch es war zu spät. Der Schuss krachte, und obwohl er nicht traf, so erkannte man doch von beiden Seiten die Situation, in der man sich befand.

»Herr Fähnrich von Wardow!«, rief die Stimme des Majors von der Grieben über das Wasser, »ich und die Glieder meiner Familie werden mit Gewalt entführt. Tun Sie Ihre Schuldigkeit.«

»Klassen, Klassen!«, ertönte es als Antwort gellend über die Gewässer. Mit diesem Ruf mischte sich der dumpfe Schall eines Kanonenschlages vom Bessiner Werder. Hinterher stieg eine Leuchtkugel auf und erhellte ungefähr zwei Minuten im weiten Umkreis den Meeresspiegel und die hügelige Landschaft wie am Tage.

Ende des ersten Bandes